XIV. Jahrg. Berlin, den 20. Januar 1906. Nr. 16.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

Friedrichstraße 10.

1906.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Januar 1906.

Die Konferenz.

Ort der Handlung: Algesiras, Bezirkshauptstadt in der hispanischen Provinz Kadiz. Ungefähr dreizehntausend Einwohner; viel weniger als Steglitz. Aber Ciudad, nicht Villa. Armirter Hafen, Klöster, Aquaedukt, Handel mit Getreide, Steinkohle, Leder. Andalusien: also schöne Landschaft und mildes Klima. Zwischen Trafalgar und Gibraltar: für Gallier und Briten also lehrreiche Erinnerungen. Auch Ceuta, die alte Abila, nur ein Dutzend Kilometer weit: beide Säulen des Melkart-Herakles bei klarem Wetter dem Auge also erreichbar. Die Stadt soll von den Römern gebaut sein, der neue Name von den Mauren stammen, die im April 711 hier zuerst landeten. Südlich von der Bezirkshauptstadt liegt Isla Verte; und Al-Gezirat al-chadra, das grüne Inselchen, nannten die Araber den eroberten Ort. Sechshundertdreißig Jahre hielten sie ihn gegen normannische und spanische Bedränger; und Alfons der Elfte brauchte, nach der Schlacht am Rio Salado, noch lange Monate, bis er die Mauren vertreiben und an den Aufbau der zerstörten Stadt denken konnte. Damals, so meldet die Chronik, hatten die braunen Vertheidiger schon Grobes Geschütz und zum ersten Mal hörten spanische Ohren den Knall des Pulvers, sahen spanische Augen schwere Eisenkugeln durch die Luft sausen. Fast ein halbes Jahrtausend verstrich, ehe das Küstenstädtchen wieder genannt wurde. Am sechsten Juli 1801 schlug hier der französische Admiral Linois (der seitdem Graf von Algesiras hieß) die britische Flotte. Der Titel blieb, doch die Siegesfreude währte nicht lange: schon sechs Tage danach wurden die Geschwader der Admirale Linois und Moreno in dem selben Gewässer von den Engländern geschlagen. Dann kam der Tag von Trafalgar. Algesiras hieß,

wohl nach dem Seesieg vom sechsten Juli 1801, das französische Schiff, auf dem Admiral Magon als Held starb. Dreimal hatten ihn Kugeln getroffen, von Armen, Beinen und Brust hingen ihm blutige Fetzen: doch unter Haufen Verwundeter blieb er aufrecht und behielt bis zum letzten Wank das Kommando. Erst als er tot war, wurde das brennende Schiff vom „Thundering" genommen; bald aber von den Franzosen zurückerobert und, freilich als ein fast werthloser Rumpf, unter Führung des tapferen La Brethonnière in den Hafen von Kadiz gerettet. Und der „Thundering" hatte doch sechsundsiebenzig Mann geopfert, um Magons Schiff zu nehmen. Auch eine Algesiras-Erinnerung für die in der neusten entente cordiale Vereinten. Wieder lag das Städtchen nun ein Jahrhundert lang in friedlichem Schlaf. Warum es jetzt zum Schauplatz der Konferenz erwählt ward? Der vom Grafen Tattenbach inspirirte Sultan hatte Tanger gewünscht. Das paßte den Pariser nicht. Also Algesiras. Klein, still, nett, hübsche Spazirwege, kein Regen zu fürchten und die Verbindung mit Marokko, wenns zwischen den Säulen nicht allzu heftig stürmt, ziemlich bequem. Wieder sind, wie vor zwölfhundert Jahren, Araber in Algesiras gelandet. Nicht als Eroberer, doch als Klienten einer europäischen Großmacht. Deutschland, so hoffen sie, wird die ehrwürdige Tingitana vor dem Unwetter schützen, das von Algerien, der Mauretania Caesariensis, heraufzieht. Algesiras war ihr erstes, ihr letztes Bollwerk in Spanien. Jetzt dröhnte, als sie Andalusiens Boden betraten, aus spanischen Schiffsgeschützen der Ehrensalut.

Interessanter noch als das Schauplätzchen sind die Protagonisten. Ueber einen erfüllten Wunsch darf Jeder sich freuen. Als der Konferenzplan auftauchte, bat ich hier: Nicht Tattenbach, sondern Radowitz! Der bayerische Graf Tattenbach, der schon früher das Reich bei der scherifischen Majestät vertreten und die letzten Verhandlungen in Fez geführt hat, war wohl nicht ganz leicht zu ersetzen; kam aber auf den zweiten Platz. Auf dem ersten Platz sitzt wirklich Joseph Maria von Radowitz, der Sohn des Generals, der die „Ikonographie der Heiligen" verfaßt und, als Geistesgarderobier seines gnädigen Herrn, die Phantasie Friedrich Wilhelms des Vierten mit immer neuen Prunkgewändern versorgt hat. Ein starker Kopf, der namentlich in Konstantinopel viel Nützliches geleistet hat. Bismarck schätzte ihn als klugen Gehilfen, nahm ihn sich mehr als einmal ins Auswärtige Amt und sagte später, Radowitz wäre ein immerhin möglicher Nachfolger gewesen, wenn er nicht eine Russin zur Frau hätte. (Damals galt noch als Regel, daß der Mann einer Ausländerin nicht in der Heimath seiner Frau akkreditirt noch gar Kanzler des Reiches werden könne. Nous avons changé tout cela, wie Sganarelle die Lage der Leber und des Herzens;

seit Donna Laura Minghetti ihrem talentvollen Schwiegersohn die Thür des Palazzo Kaffarelli aufzuthun vermochte, ist die alte Regel obsolet geworden.) Die neuen Herren der Wilhelmstraße hatten für den bewährten Mann keine rechte Verwendung. Zu bismärckisch: also nach Madrid. Da sitzt er nun bald vierzehn Jahre. Wir sind an tüchtigen Diplomaten ja so reich, daß wir uns den Luxus gestatten durften, den besten überlebenden Schüler des ersten Kanzlers am Manzanares verwittern zu lassen. Wichtige Arbeit gabs da nicht. Der Botschafter wurde bemüht, als die berliner Hoftheaterintendanz für ein der Oper „Carmen“ anzumessendes neues Kleid sevillanische Skizzen und Figurinen brauchte. Dann mußte er den Besuch des Kaisers an der spanischen Küste sacht ermöglichen (was nicht ganz leicht war und viel Zeit und Takt kostete) und den jungen König, gegen den Rath eines romanischen Vetters, zum Gegenbesuch endlich nach Berlin bugsiren. Hatte Muße, seine Memoiren zu schreiben, die gewiß lesenswerth sind, und tritt erst jetzt wieder ins Licht. Noch einmal; denn er ist siebenundsechzig und wollte schon nach Alfonsos Visite den Abschied nehmen. Schade, daß dieser feine Kopf so lange feiern mußte. In Madrid lebt sichs freilich ruhiger als im Auswärtigen Amt, wo der Staatssekretär (von Herbert bis auf Richthofen haben es alle beseufzt) nach durcharbeiteter Nachtum halb Neun früh im Winter schon mit den neusten Depeschen und einem Schluck Cherry Brandy für Seine Majestät zum Vortrag bereit sein muß. Und die vielen Hoffeste, die Pflichtdiners, die Vorträge im Neuen Palais, bei denen man, auf der Eisenbahn und im Wartezimmer, so viel Zeit verliert; die crux aller Excellenzen. Außerdem der ewige Aerger mit der Fraktion Holstein, die durch Separatleitung mit dem Schloß verbunden ist. Selbst das verrufene Klima der Pradostadt ist bekömmlicher. Dem Reich aber hätte Radowitz in Berlin oder Paris mehr genützt. Als er neulich interviewt wurde, sagte er, über Marokko, dessen Angelegenheiten für Deutschland nicht allzu beträchtlich seien, werde man sich leicht verständigen; die Hauptaufgabe sei, zwischen den Westmächten und dem Deutschen Reich eine angenehme Atmosphäre zu schaffen. Sehr vernünftig. Ein wahrer Segen, daß er nach Algesiras geschickt wurde. Fürst Radolin (dessen Diplomatenleistung vom Kanzler gepriesen, selbst von klugen Herren der pariser Botschaft aber hart getadelt wird) wäre auf diesem Platz eine Gefahr gewesen. Graf Tattenbach kennt die Mittelmeerländer und die Akten, ist emsig und energisch, beim Kaiser in Gunst und beim Sultan gut angeschrieben. Deutschland ist also anständig vertreten.

Die Franzosen haben den unvorsichtigen Herrn Saint-René Taillandier als Berather Rouviers in Paris behalten, wo er nicht schaden kann. (Wenn

für seinen Konkurrenten Tattenbach ein ausreichender Ersatzmann zu finden gewesen wäre, hätten wirs wohl eben so gemacht; denn die beiden Herren sind in der Sache persönlich so stark engagirt, daß sie eigentlich nicht in den Konferenzbereich gehören.) Frankreichs Hauptvertreter ist Herr Révoil, der Gesandter in Tanger, dann Generalgouverneur von Algerien war und seitdem der Vertrauensmann der nordwestafrikanischen Syndikate ist. Ein geriebener Herr, den wir aus dem Livre Jaune kennen und der die Firma Radolin-Rosen recht pfiffig dupirt hat. Für Spanien sollte der Senator Montero Rios, der vorige Ministerpräsident, das Wort führen. Das wäre für uns eine Gewinnchance gewesen. Im Februar 1904, als über den Plan eines accord franco-anglais die ersten Nachrichten durchgesickert waren, hat Montero Rios in der National Review einen Artikel veröffentlicht, in dem er an das Wort seines Landsmannes Canovas del Castillo erinnerte: „Unsere marokkanische Grenze wird einst in den Pyrenäen zu vertheidigen sein"; also gegen Frankreich. Ordega, der Frankreich in Marokko vertrat, habe den Spaniern gerathen, Tanger und die Riffküste zu besetzen; dieses Danaergeschenk sei aber abgelehnt worden, weil man sich in Madrid sagte, nach Spanien werde auch Frankreich gründlich zugreifen und damit die Reibungfläche vergrößern. Die Integrität Marokkos müsse gewahrt bleiben. „Unser Herz, unser Blut drängt uns zu Frankreich; unser Kopf aber, unser Interesse spricht für England. In Marokko sind die französischen mit den britischen Ansprüchen auf die Dauer doch nicht zu vereinen. Die jetzt gesuchte Harmonie wird der Zwietracht weichen, sobald eine der beiden Großmächte die Rechte einer Kontrolinstanz im Mittelmeer erstreben und Miene machen wird, sich in Marokko das Handelsmonopol zu sichern. Gegen ein französisches Protektorat würden sich alle Musulmanen erheben. Deshalb muß der status quo erhalten werden." Man solle Marokko langsam civilisiren, die Stadt Tanger neutralisiren, die Handelsfreiheit schützen und nur Europa, nicht einer einzelnen Macht, die Möglichkeit befruchtenden Einflusses gewähren. Der Mann, der diese Sätze schrieb, wäre (namentlich mit einem Whigministerium im Hintergrund) wohl ein dem deutschen Interesse nützlicher Konferenzpräsident geworden. Ob er den Kortes nicht frankophil genug war? Am siebenten Oktober 1904 wurde die Déclaration veröffentlicht, durch die Spanien dem franko-britischen Vertrag beitrat. Offiziell ist nie mitgetheilt worden, was Spanien in diesen Verhandlungen erreicht hat; aber man weiß, daß beide Kontrahenten erklärten, sie seien fermement attachés à l'intégrité de l'Empire Marocain sous la souveraineté du Sultan, und daß die Spanier mit der ihnen zuerkannten Interessensphäre zufrieden waren. Weiß auch, daß

Montero Rios als Ministerpräsident mit dem Botschafter Jules Cambon recht intim verkehrte und ihm in kritischer Stunde sagte, Frankreich könne bei dem Versuch, in Marokko Ordnung zu schaffen, stets auf Spaniens Sympathie und Mitwirkung zählen. Als ihm das Konferenzmandat durch gehäufte Anfeindung verleidet war, trat der Herzog von Almodovar an seine Stelle. „Ein aufrichtiger Freund Deutschlands", stand im offiziösen Lokalanzeiger. Wann und wodurch er diese Gesinnung bewiesen hat? Er gehörte der Deputation an, die dem Kronprinzen das Goldene Vließ überreichte. Mit solchen Fibelspäßen wird bei uns Stimmung gemacht. Der Herzog von Almodovar ist Weingroßhändler, Minister und gilt als tüchtiger Geschäftsmann. Mehr habe ich über die Persönlichkeit dieses Granden bisher nicht zu erkunden vermocht.

Etwas mehr über den (noch vom Lord Lansdowne ausgewählten) Repräsentanten britischer Majestät. Sir Arthur Nicolson kennt, von Sofia bis Teheran, den ganzen Orient und ist Spezialist für Mittelmeerfragen. Von 1895 bis 1904 in Tanger, seitdem in Madrid. Hauptmitarbeiter an beiden accords und in guter Schule erzogen. Kein anderer Diplomat war bei Muley Abd ul Aziz (der am siebenten Juni 1894, ein sechzehnjähriger Knabe, den Scherifenthron bestieg) so beliebt. Sir Arthur machte in Fez das Wetter. Auf seinen Rath wurde dem edlen El-Mehdi el-Mnibhi, einem in London mit dem Großkreuz geschmückten Günstling Englands, der Oberbefehl über das marokkanische Heer, dem von der Königin Victoria geadelten und dekorirten Schotten Maclean das Kavalleriekommando anvertraut. Nicolson hielt sich in den Bahnen, die Palmerston, Beaconsfield und Salisbury der marokkanischen Politik vorgezeichnet hatten, war mit besonderem Eifer stets aber bemüht, deutschem Einfluß die Küste zu sperren. In seine Gesandtenzeit fielen die schlimmen Tage vor und nach Faschoda. Seine Geschicklichkeit vermied offene Konflikte mit den Franzosen. Und da er, als Erster nach Sir John Drummond Hay, am Scherifenhof britische Wünsche durchzusetzen verstand, hatte er bei Eduard und Lansdowne auch Kredit genug, um still vom Pfad Palmerstons abbiegen und in London die Ueberzeugung schaffen zu können, daß die deutsche Expansion und der Asiatenkrieg die der Verständigung mit Frankreich günstige Stunde herbeigeführt habe. Nicolson war Rouviers Hoffnung.

Italien sollte durch Silvestrelli, den Vetter Tittonis, vertreten werden. Das hat unser Bülow fein gefingert, hieß es; Tittoni ist sein Mann und die Vettern unserer Freunde sind fast immer ja auch unsere Freunde. Da fiel Herr Tittoni. Vorwand: eine unbeträchtliche Malagaweingeschichte. Wirklicher Grund: der Ministerpräsident wollte den lästigen Kollegen los sein, der sich

zu tief mit Minghettis Schwiegersohn eingelassen hatte. (So, Euer Durchlaucht, sehen die Folgen allzu sichtbarer Intimitäten aus; hat Talleyrand, der, als Bischof und Diplomat, sich aufs Handwerk doch so ziemlich verstand, nicht laut genug vor Uebereifer gewarnt?) Als Tittoni unter Jubelrufen über Bord gebracht war, zog der Marchese Di San Giuliano in die Konsulta ein. Dieser neue Mann ist ein Feind Oesterreichs, also sicher kein Freund des Dreibundes; und Herr Barrère, Frankreichs Botschafter, war mit dem Ministerwechsel ungemein zufrieden. Mit dem Herzog fiel natürlich auch der Mantel. Silvestrelli kann in Madrid auf Hofbällen tanzen; nach Algesiras aber wurde Marchese Emilio Visconti-Venosta geschickt. Der wird, steht im Lokalanzeiger, die Interessen des Dreibundes wahrnehmen. Ganz sicher? Er hat unter Ricasoli und Lanza, doch auch unter Di Rudini gedient, für den Dreibundvertrag, doch mit größerem Eifer für die Verständigung mit Frankreich gewirkt, zu deren Vätern er, mit Rudini und Prinetti, gehört. Merkwürdig war, was nach der Ernennung des neuen Delegirten geschah. Di San Giuliano rief seine Botschafter aus Berlin und London (nur sie) nach Rom; ad audiendum verbum, daß Italiens internationale Politik fortan eine andere Richtung wähle? Und Visconti-Venosta, ein siebenundsiebenzigjähriger Herr, dem ein langer Umweg im Winter doch kein Vergnügen bereiten kann, fuhr von Rom nach Algesiras über Paris, wo er mit Rouvier konferirte. Die Gefahr eines Konfliktes zwischen Deutschland und Frankreich: und der Vertreter einer dem Deutschen Reich gerade für solchen Fall verbündeten Großmacht fährt nach Paris, um „Informationen über die Lage" einzuholen. Die Franzosen waren entzückt. In Berlin hat man sich längst gewöhnt, über so seltsame Dinge nicht laut zu reden.

Die lateinischen Mächte zweiten Ranges haben jetzt gute Tage; sind sich lange schon nicht so wichtig vorgekommen. Aus diesem neuen Selbstgefühl stammt die Redseligkeit ihrer Vertreter. Denen ist jeder Interviewer willkommen. Die Spanier sind voll Würde, die Italiener voll Huld. Alle versichern, ihre Loyalität und ihr Drang, Frieden zu stiften, werde die Welt überraschen. Die Herren unterschätzen den Scharfsinn des Menschenhäufleins, das ihnen die Welt bedeutet. Ein Seminarist müßte einsehen, daß Italien und Spanien das stärkste Interesse an einer raschen Schlichtung des Streites haben. Beide dürfen sich heutzutage weder Englands noch Frankreichs Freundschaft verscherzen (ohne diese Zuversicht hätte Delcassé sich nicht so weit vorgewagt) und von Beiden werden, rebus sic stantibus, in Berlin gute Dienste erwartet. Den besten Dienst haben die Herren Fortis und Di San Giuliano uns schon geleistet: durch das Signal zur Erörterung der Frage, ob der Streit

um Marokko das Königreich zu aktiver Mitwirkung nöthigen könne. Ist der casus foederis gegeben, wenn Frankreich während oder nach der Konferenz gegen Deutschland die Waffen ergreift? Das beklommene offizielle Ja wurde vom Nein der Offiziösen und Unabhängigen übertönt. Wer den Traum vom Dreibund nun noch weiterträumt, darf beim Erwachen nicht über Kopfschmerzen klagen. Italien hat von diesem Bündniß nichts Greifbares mehr zu hoffen; eben so wenig, seit dem Balkanabkommen, Oesterreich-Ungarn. Man sollte die Komoedie nicht weiterspielen; sie täuscht ja doch Keinen mehr. Was für Bismarck eine Bülte auf der Entenjagd war, wurde von seinen Nachfolgern als uneinnehmbare Festung angepriesen. In dem Assekuranzvertrag, den Rudini mit Rußland schloß, sah Caprivi ein Weltfriedenspfand; und als die franko-italische Versöhnung gefeiert wurde, verglich Graf Bülow das Deutsche Reich dem verständigen Ehemann, der, auch wenn seine Frau mit einem anderen Herrn eine Extratour mache, nicht einen rothen Kopf kriege. Ein niedlicher Feuilletonscherz, der, wie der (noch dazu entlehnte) Platz an der Sonne, eines Tages gewiß in den Büchmann kommt; nur leider nicht so wahr gesagt wie schön. Nicht als Zufallsgalan für eine Stunde, sondern als Befruchter wurde Chanteclair über die Seealpen gelockt. Mit Italien hat der vierte Kanzler kein Glück; und glaubte doch, der Schwiegerheimath so sicher zu sein. Rechnete zuerst auf den Automobilfabrikanten Prinetti, dann auf Tittoni: und Beide brachen den Hals. Charmeurkünste ersetzen die Schöpferkraft eben nicht.

Als Vermittler können die Herren Almodovar und Visconti-Venosta nützlich werden; den selben Dienst hat Witte schon in Rominten zugesagt und der applausgierige Herr Roosevelt spielt stets gern den peacemaker. Das Hochgefühl, zur Mitwirkung an einem historischen Schauspiel berufen zu sein, mag man all den Ehrenwerthen gönnen, die jetzt in dem rothen Rathhaussaal versammelt sind. Die Entscheidung aber hängt von England ab. Daher die Hast, deutsche Notabeln für Britanien auf die Beine zu bringen. Würdig wars nicht, nachdem wir feierlich hundertmal erklärt hatten, vom Vetter verkannt und schuldlos verdächtigt zu sein; und nützen kann die Proskynesis auch nicht. Hat der unselige Wolff-Metternich, der weder mit dem Hof noch mit der City Fühlung hat, denn wieder falsch berichtet? War etwa auch ihm, wie unseren Zeitungleuten, die schwere Niederlage der Unionisten eine Ueberraschung? Politikern war sies nicht. Die wußten: das Britenvolk, das Bewegungspiele liebt, wird sich, da es nun zehn Jahre lang auf der rechten Seite gelegen hat, mit heftiger Wendung auf die linke Seite werfen. Wußten, daß ein Reformplan von der Bedeutung des chamberlainischen im Land politischer Leidenschaft

nicht ohne erbitterten Kampf durchzusetzen sein würde. (Chamberlain selbst wußte es, nicht nur der Skeptiker Balfour; und bedauert jetzt wohl nur, daß er, als Siebenziger, nicht mehr viel Aussicht hat, sich des Stimmungwechsels einst noch lange freuen zu dürfen.) Für die Whigs, Homeruler und Sozialisten brauchten die in der Wilhelmstraße Inspirirten sich nicht so übereifrig zu bemühen. Lord Grey wird kaum Lust haben, jedes Versprechen Lansdownes einzulösen: Er brauchte nur auf Palmerstons Weg zurückzubiegen: und Frankreich käme um die süßeste und saftigste Frucht des Aprilvertrages.

Wird es so kommen? ... Eine wunderlichere Konferenz sah die Sonne wohl nie. Keiner der Konferenten weiß so recht, was er eigentlich an der Punta de Europa soll. Frankreich steht, des Willens zur Tunisifikation verdächtig, am Pranger und hat für absehbare Zeit solchen Plan doch sicher nicht gehegt, weil es nur allzu genau weiß, daß Marokko nicht so leicht zu kirren wäre wie Tunis, viel schwerer wahrscheinlich noch als Algerien. In prima furia Francesi tot ita rumpunt, vincere non posset tunc lo diablus eos: die Bayardzeit, für die dieses Wort des Provençalen Antonius de Arena galt, ist lange dahin. Den letzten Zweifler selbst hat jetzt der Sommer gelehrt, wie vorsichtig der Franzose geworden ist, wie gering in dem müden Gallierenkel die Sehnsucht nach verwegener Abenteuerlichkeit. Das Schicksal aller civilisirten (entkriegerten) Völker, deren Geschäfte nicht mehr ein Ruhm suchender Feudaladel, sondern eine höhere Rente suchende Bourgeoisie besorgt. Frankreichs Vertreter wird nicht mit der Faust auf den Scharlachbezug des Konferenztisches schlagen, sondern allen Formwünschen bis an die Grenze des Möglichen entgegenkommen. Und diese Grenze wird erst erreicht sein, wenn es sich nicht mehr um den schönen Schein, um die Wahrung des Gesichtes, nein, wenn sichs um das Wesen der Sache handelt. Die Republik könnte, als musulmanische Macht, im Angesicht des Islam eine unverhüllte Niederlage nicht hinnehmen. Die wird ihm ja aber auch gar nicht zugemuthet. Und sonst: tout et le reste! Unbefristetes Meistbegünstigungrecht aller Signatarmächte, getreu dem siebenzehnten Artikel der madrider Konvention? Mit Vergnügen. Diesen Artikel haben wir selbst ja im Juni 1880 vorgeschlagen; und auf die Befristung der Handelsfreiheit wollten Delcassé und Bihourd schon vor acht Monaten verzichten. An eine langwierige internationale Aktion im Scherifenreich denkt Ihr hoffentlich nicht; und von uns ist weder der Sultan noch der ihm unterthänige Belad el Maghzen bedroht. Wozu also sind wir hier? England hat, mit Gibraltar und Suez als Mittelmeerschlüsseln und dem Japanervertrag als Schreckmittel, den Blick von Marokko abgewandt. Spanien könnte mehr, als es im Revier der Presidios besitzt, kaum mit Nutzen umfassen. Das mit Tripolis abgefundene Apenninen-

reich interessirt sich heute eher für Albanien als für den Maghreb al Aksa. Und die Anderen? Marokko liegt an einer wichtigen Wetterecke: am Mittelländischen und am Atlantischen Meer; auf dem Weg nach Suez und nach Panama, in den Stillen und in den Indischen Ozean; dicht bei Madeira und den Kanarischen Inseln, nicht weit von den Azoren. Auch wenn die Vereinigten Staaten nicht zu den madrider Signatarmächten gehörten, wären sie, die, als Beherrscher des Isthmus von Panama, Englands Seegewalt brechen werden, berechtigt gewesen, in Algesiras Sitz und Stimme zu fordern. Tausend Fragen könnten dort auftauchen, weltpolitische, national begrenzte, religiöse sogar; denn die Christenheit sitzt ja mit moslemischen Würdenträgern zu Rath. Werden aber nicht. Das Konferenzthema ist gegeben und Jeder scheut Brandwunden. Wozu also, hieß es schon in Madrid, wurden wir alarmirt?

Deutschland hat, durch den Mund seines zweiten mohammedanischen Klienten, das Verlangen nach der Konferenz ausgesprochen. Deutschland, das 1880 erklärte, es habe in Marokko kein Interesse zu wahren, und in Madrid, auf Bismarcks Weisung, mit Frankreich durch Dick und Dünn ging. Das dazwischen liegende Vierteljahrhundert, sagen nun zwar unsere Offiziösen, hat andere Verhältnisse geschaffen; damals waren wir nur mit einer Läpperei von hundertzwanzigtausend Mark, jetzt sind wir mit acht bis neun Millionen am marokkanischen Handel betheiligt, schicken viele Schiffe hinüber und haben an der Küste Landsleute, die mit beträchtlichem Kapital arbeiten. Das klingt; wirkt auf Unbefangene aber nicht. Erstens wäre Bismarck ein Tropf gewesen, wenn er diese nahe Entwickelung nicht vorausgesehen hätte (er sah sie, fand aber wichtiger, die marokkanische Wunde zwischen den Westmächten offen zu halten); und zweitens ist der ganze Kram auch heute noch, nachdem man künstlich neue Interessen geschaffen hat, im Reichsbudget eine Bagatelle. Eine üble Laune Englands, sogar einen französischen Boykottversuch würde unsere Handelsbilanz ärger spüren als die völlige Sperrung des Scherifenreiches, an die auf mindestens dreißig Jahre hinaus Niemand gedacht hat. So dumm, sagen die Anderen, sind deutsche Staatsmänner nicht, daß sie solcher Kleinigkeit wegen in drei Erdtheilen Alarm blasen. Was wollen sie also? Eine Kohlenstation an der Westküste? Der Kanzler hat im Juni 1905 an Radolin geschrieben, Frankreichs Hauptwunsch, den nach der Polizeihoheit in den Grenzbezirken, werde die Konferenz natürlich erfüllen. „Dagegen würde kein Grund vorliegen, das Mandat auch für die entfernteren Plätze, insbesondere die am Atlantischen Ozean, Frankreich allein zu übertragen. Hier würde es vielmehr der Sachlage entsprechen, daß die Polizeireformen, so weit sie erforderlich sind, in den einzelnen Distrikten verschiedenen Mächten zugetheilt würden". Der Schreiber

dieser Sätze hat offenbar nach der atlantischen Küste geschielt. Doch Deutschland vertheidigt ja die Integrität des Maghreb, kann sie also nicht selbst gefährden; erklärt auch täglich, daß es keinerlei Sondervortheile suche. Und Radowitz hat einem Interviewer gesagt, die Absicht, das marokkanische Gebiet in einzelne, den verschiedenen Großmächten zu unterstellende Polizeibezirke zu theilen, stamme nicht von der Kaiserlichen Regirung, sondern aus wilder Reporterphantasie. (Im Lokalanzeiger hieß es, diese Worte des Botschafters seien „ganz sicher authentisch"; der Offiziosissimus ahnte nicht, daß sein Sankt Bülow den nun bestrittenen Plan als „der Sachlage entsprechend" empfohlen hat. Nummer 271 des Gelbbuches liefert den Beweis.) Das kann also auch nicht der Zweck des Getöses sein. Die Verlängerung der Handelsfreiheit war auch, eine Kohlenstation oder ein Hafen war nur ohne Konferenz zu haben. Wenn man nur erfahren könnte, was Deutschland eigentlich will.

Ich denke mir, daß die Weißköpfe, rompus au métier, das Versteckenspiel der Jugend überlassen und sich rückhaltlos aussprechen werden. Warum nicht? Staatsgeheimnisse sind dabei nicht zu verrathen und das Wesentliche ist in allen europäischen Kanzleien bekannt. In Berlin fehlte die Einheit des Wollens. Der Kaiser hatte im März 1904, in Vigo, zum ersten Mal von dem Plan der entente cordiale gehört. Sein Wunsch, mit Herrn Loubet, der gleich nach ihm in Italien mit Jubel begrüßt worden war, wenigstens auf neutralem Schiffsboden zusammenzutreffen, war unerfüllt geblieben. Schlechtes Verhältniß zu England. Die Russen in Ostasien festgehalten. Frankreich mit Italien intim; nun also bald auch mit Britanien? Radolin soll ergründen, was an der Sache ist. Ergründet auch (ungefähr so schlau wie Lessings Klosterbruder); richtet die question indiscrète an Delcassé, der schon mißtrauisch ist, seit ihm der Botschafter seinen Ersten Sekretär als den besten Kenner der marokkanischen Frage vorgestellt hat. Wozu braucht Deutschland plötzlich einen Spezialisten für diese Frage? Der Minister giebt beschwichtigende Auskunft und in Berlin bleibt Alles ruhig. Bülow spricht im Reichstag sogar sehr nett über das franko-britische Abkommen. Der Kaiser hält in Karlsruhe und Mainz aber Reden, die nicht so friedlich klingen wie sonst und Bihourds Prophezeiung schnell zu bestätigen scheinen. Dann wirds wieder still; bleibts auch nach der franko-spanischen Déclaration. Doch der Kaiser ist toujours en vedette. Seit der Adventzeit ist der Draht nach England gerissen. Eduard unsichtbar und auf Hörweite unfreundlich. Die Russen bekommen immer kräftigere Schläge, die Lateiner verbrüdern sich den Briten und nächstens kann am Ende auch Frankreich uns den direkten Weg nach den Kolonien sperren. Düster zieht sichs zusammen. Und diesen Franzosen hat man so viel Freundlichkeit gewährt! Soll

man nicht, so lange es noch Zeit ist, mit ihnen abrechnen? Verzicht auf die Revanche oder ohne Zaudern die Feuerprobe. Das ist die Politik des Herrn von Holstein, der nicht selten das Ohr des Kaisers hat. Keine dumme Politik; schon weil sie die Möglichkeit läßt, einen von England uns etwa aufgezwungenen Krieg ohne unerträglichen Verlust zu überstehen. Doch die Richtung der Politik darf nur Einer bestimmen. Nicht der Kaiser, nicht ein kluger Wirklicher Geheimer Rath. Nur der Kanzler, der sie vor den Volksgenossen und vor dem Ausland zu verantworten hat. Wo zwei politische Centren sind, giebts immer Friktionen. (Der arme Freiherr von Richthofen, der den wüthenden Holstein neben sich in der Politischen Abtheilung hatte, hat es am eigenen Leib erfahren.) Nun schwankt das Jünglein. Schroff oder sanft? Holstein oder Bülow? Die Reise nach Tanger wird beschlossen. Auf der Fahrt kommen dem Kaiser Zweifel; ist dieser Schritt mit all seinen Konsequenzen auch nützlich? Er landet, nachdem er aus Berlin Depeschen erhalten hat, vier Stunden später, als angesagt war, reitet vom Hafen recta ins Gesandtschafthaus und geht nach hundertzehn Minuten wieder an Bord. Die Komoedie der Irrungen beginnt. In Berlin glaubt man, Frankreich plane, im Bunde mit England, den Rachekrieg gegen das isolirte Deutschland; in Paris, Deutschland wolle Rußlands Ohnmacht benutzen, um Frankreich niederzuwerfen. Eduards dritte Offerte kommt. Herr Betzold räth Rouvier, den borstigen Delcassé zu opfern. Die Drohreden Henckels reizen die Franzosen. Das Verhältniß zu England wird so schlecht, daß der Kaiser zu Eduards Botschafter, der sich vor dem Urlaub verabschiedet, offen sagt, unter diesen Umständen sei kaum noch Aussicht auf ein Wiedersehen. Bald danach löst sich die Spannung. Nichts mehr von Krieg. Herr Rosen geht als Stütze des Hausherrn in die pariser Botschaft. Die Flottenforderung bleibt unter allem Erwarten. Auf der ganzen Linie friedliches Geläute. Der Kanzler, der nervös geworden ist und überall Intriguen wittert, läßt sich zu einer unklugen Rede hinreißen und fordert dadurch Rouvier heraus. Der mühsam erarbeitete accord vom achtundzwanzigsten September scheint entkräftet, Delcassés Programm wieder die Richtschnur. Und darum Kriegsgefahr? Darum die Unzuverlässigkeit unserer Bündnisse enthüllt? Nicht einen Schritt weiter? Man winkt ab; wünscht nicht, daß über das Gelbbuch und über Rouviers Rede viel geschrieben werde. Protegirte Gelehrte und Bankiers sorgen für Versöhnungmeetings. Die Konferenz soll aus all der Wirrsal einen passablen Ausweg öffnen. Und deshalb, verehrter Herr Kollege, sind wir jetzt in Algesiras.

Und deshalb glaube ich nicht, daß Sir Arthur Nicolson genöthigt sein wird, die Franzosen zu enttäuschen. Alles wird glatt gehen. Nur die Börsenbaissiers, die Jahre lang nichts verdient haben, krebsen jetzt, weil Rußland

noch immer nicht den Konkurs ansagen will, mit der Kriegsgefahr, die von der Punta de Europa her drohe. Kein ernsthafter Politiker rechnet mit solcher Möglichkeit. Vielleicht kommt ein kritisch aussehender Tag (ut aliquid fieri videatur, muß man sich doch ein Bischen erhitzen); wahrscheinlich aber ist die Basis der Einigung jetzt schon gefunden. Schwer ists nicht. Vor sieben Monaten hat der unvorsichtige Fürst Bülow zu Bihourd gesagt, wenn Frankreich dem Konferenzplan zustimme, werde sich Alles finden; vorher sei wenig, nachher sehr viel Konnivenz möglich. „Der Kaiser hat sich dem Sultan verpflichtet und kann ihn deshalb nicht im Stich lassen; doch die Zukunft gehört Dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit des Sultans muß proklamirt und eine internationale Organisation versucht werden. Mißlingt der Versuch (was sehr möglich ist), dann kann Frankreich die Rolle übernehmen, die es sich wünscht." Das ist ein klares, für Jeden, der Ohren hat, nur allzu verständliches Programm. Und jetzt heißt es gar, hoch und höchst offiziös, Deutschland verlange nichts weiter als die Sicherung unbefristeter Handelsfreiheit, also einen nicht nur ihm, sondern allen Signatarmächten zufallenden Gewinn, und wünsche nicht, daß es auf der Konferenz Sieger und Besiegte gebe. Wenn der Einberufer, der Kläger so sanftmüthig spricht, soll die Einigung schwer erreichbar sein? Herr Révoil hat schon erklärt, daß die Thür nicht nur dreißig Jahre lang, sondern stets offen sein soll; der Sultan souverain, sein Reich unabhängig. Damit ist die Hauptforderung bewilligt; und Kleinigkeiten schiebt man im Nothfall auf die lange Bank der Kommissionen.

Die offene Thür war ja schon am achten Juli 1905 gesichert worden. In den zwischen Rouvier und Radolin ausgetauschten assurances réciproques steht, als ein Punkt, über den die Kontrahenten einig sind: liberté économique, sans aucune inégalité. Da steht auch (die Redaktion all dieser vagen, und dichten Erklärungen macht den deutschen Unterhändlern wirklich keine Ehre), Frankreich sei an der Herstellung geordneter Verhältnisse im Scherifenreich besonders interessirt; und wer ein besonderes Interesse an der Ordnung eines Staates hat, darf, um sie herzustellen, auch besondere Mittel anwenden. Steht ferner, Deutschland wolle „auf der Konferenz keinen Zweck verfolgen, der Frankreichs berechtigten Interessen schädlich oder unvereinbar mit den durch Verträge und Arrangements der Republik verbürgten Rechten sein könne." Mit diesem Satz läßt sich, bei gutem Willen, viel anfangen. Die Finanz- und Steuerreform bringt keine akute Gefahr, die Staatsbank ist, seit die pariser Bankiers einen Theil der deutschen Anleihe übernommen haben, schon vorbereitet; und die Pflicht, öffentliche Arbeiten ohne Ansehen der Nationalität zu vergeben, steht wunderschön auf dem Papier. Bleibt die Frage: Internationale oder französische

Polizeiaufsicht? Die wichtigste und heikelste aller Fragen. Vielleicht scheidet man sie zunächst ganz aus; oder stellt pro forma Schweizer an. Vielleicht erinnert man sich, daß in der Juliverabredung von einer internationalen Polizeiordnung pour une courte durée die Rede war. Vielleicht mißlingt an dieser Stelle der Versuch internationaler Organisation (der gemacht werden muß, weil der Kaiser sich dem Sultan verpflichtet hat) und Frankreich kann, nach Bülows unvergeßlichem Diplomatenwort, „die Rolle übernehmen, die es sich wünscht." Jedenfalls kann es warten; und froh sein, wenn es nicht so hastig zu handeln braucht, wie Taps Taillandier wünschte. Ist von Radowitz, Visconti & Co. erst die angenehme Atmosphäre geschaffen, dann sieht Alles ganz anders aus. Zwei Völker, eigentlich drei, die berufen sind, einander zu verstehen. Zwei Bourgeoisien, die sich, zum ersten Mal seit 1870, nun sogar zu gemeinsamen Kohlenbohrgeschäften verbünden. In den Armen liegen sich Beide. Dann wird man auch einsehen und zugeben, daß in musulmanischen Ländern Reformen nicht mit papiernen Vorschriften durchzusetzen sind und daß der dümmste Sultan, den man unter internationale Kontrole gestellt hat, schlau genug ist, immer eine Macht gegen die andere auszuspielen und Alles hübsch beim Alten zu lassen. Soll Marokko civilisirt werden, dann muß Einer das Heft in die Hand bekommen. Und will Deutschland nichts weiter als Profitmöglichkeiten, dann ist selbst ein großes Tunis mit offener Thür ihm noch nützlicher als ein befreundeter Barbareskenstaat ohne Geld, Kredit und modernes Gewerbe. Frankreich kann warten. Nahe Nachbarschaft ist fast so gut wie ein Erbrecht. Nur Eins kann es nicht: sich vor dem Islam blamiren. Aus dieser Ecke, hoffe ich, holt uns Radowitz die noch erreichbaren Konzessionen.

Vielleicht findet Mancher, daß ich die Sache aus zu heiterem Auge sehe. Wir müssens abwarten. Daß es im Blätterwald ein Bischen weht, beweist nichts. Die Zeitungen brauchen Peripetien und sagen deshalb immer ungeheure Schwierigkeiten und Gefahren voraus. (Wie wars denn mit Portsmouth?) Das große Stück Geld, das die Reise, der Aufenthalt und die Depeschen des Berichterstatters kosten, muß doch Zins tragen. Zu Operettenpremieren schickt man seinen Reporter doch nicht so weit in die Welt hinaus. Weh Dem, der die Konferenz so langweilig schildert, wie sie nach menschlichem Ermessen werden muß! Doch wie sie auch werden und enden mag: gewiß ist heute schon, daß uns ein Triumph des Fürsten Bülow gemeldet wird; ein in der Weltgeschichte beispielloser. En France tout finit par des chansons; im neusten Reich Alles mit Kanzlerhymnen. Und was kommt dann? Prinz von Marokko geht nicht. Der ist von Belmont her als Prahlhans verschrien. Wie wäre es mit dem Titel Herzog von Algesiras? Auch der Siegerruhm des Admirals Linois hat nach der großen Seeschlacht ja sechs ganze Tage gewährt.

Einfühlung und ästhetischer Genuß.

Es giebt drei Arten, genauer gesagt, drei Richtungen des Genusses. Ich genieße das eine Mal einen von mir unterschiedenen dinglichen oder sinnlichen Gegenstand, zum Beispiel: den Geschmack einer Frucht. Die zweite Möglichkeit ist die: Ich genieße mich selbst, zum Beispiel: meine Kraft oder meine Geschicklichkeit. Ich fühle mich etwa stolz im Hinblick auf eine That, in der ich solche Kraft oder Geschicklichkeit'an den Tag gelegt habe. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten aber steht, beide in eigenartiger Weise verbindend, die dritte: Ich genieße mich selbst in einem von mir unterschiedenen sinnlichen Gegenstand. Dieser Art ist der ästhetische Genuß. Er ist objektivirter Selbstgenuß.

Daß ich nun mich in einem sinnlichen Gegenstand genieße, Dies setzt voraus, daß ich mich in ihm habe, finde oder fühle. Damit stoßen wir auf den Grundbegriff der heutigen Aesthetik, auf den Begriff der Einfühlung.

„Einfühlung" ist ein mißverständliches und viel mißverstandenes Wort. Zunächst giebt es Manche, die unter „Gefühl" nichts verstehen wollen als das Gefühl der Lust oder Unlust oder für die das „Fühlen" ohne Weiteres gleichbedeutend ist mit Lust- und Unlustfühlen. Für Den nun, der das Wort Gefühl so widerrechtlich einschränkt, verdient die „Einfühlung", die eben doch ein Fühlen bezeichnet, diesen Namen nicht. Denn was ich einfühle, ist ganz allgemein Leben. Und Leben ist Kraft, inneres Arbeiten, Streben und Vollbringen. Leben ist mit einem Worte: Thätigkeit; frei dahinfließende oder gehemmte; leichte oder bemühte; in sich einstimmige oder in sich gegensätzliche; sich spannende und sich lösende; in einem Punkt konzentrirte oder in mannichfachen Lebensbethätigungen auseinandergehende und in ihnen „sich verlierende".

Soeben habe ich mit dem Begriff der Thätigkeit den Begriff der Kraft zusammengebracht. Diesen zweiten Begriff nun können wir sogar zur Bestimmung des ersten verwenden: Thätigkeit ist Das, worin ich einen Kraftaufwand erlebe. Dabei ist zu beachten, daß auch das Gefühl der Schwäche ein Kraftgefühl ist, nur ein Gefühl einer geringen, unterhalb einer gewissen Höhe bleibenden Kraft. Es ist ein Kraftgefühl in dem selben Sinn, in dem die Empfindung der Leisheit eines Tones eine Empfindung der Lautheit oder Intensität ist, nur eben eine Empfindung einer geringeren, unterhalb einer gewissen Grenze bleibenden Lautheit, einer wenig intensiven Intensität. Andererseits ist Kraft nicht nur die konzentrirte, sondern auch die sich diffundirende, in einer allgemeinen Weise der inneren Bethätigung sich lösende oder, mit Wiederholung eines soeben gebrauchten Ausdruckes, darin „sich verlierende".

Auch der Begriff des Willens läßt sich in den Begriff der Thätigkeit hineinziehen, wenn man den „Willen" im allgemeinen Sinn nimmt, ihn also mit „Streben" gleichsetzt. Thätigkeit, so kann ich dann sagen, ist ihrer Natur

nach Willensthätigkeit. Sie ist das Streben oder Wollen in Bewegung. Dabei ist wiederum zu berücksichtigen, daß auch die „willenlose“ Hingabe ein Wollen ist oder in sich schließt. Eben in dem Sich-Hingeben liegt das Wollen. Auch in der willenlosen Hingabe liegt ein „Streben in Bewegung.“

Schließlich könnte man bildlich sagen: „Thätigkeit“ ist das innere Athmen oder der innere Pulsschlag; oder allgemeiner: es ist die innere Bewegung. Doch ist dabei die Bewegung nicht gemeint als ein einfaches Geschehen in mir, sondern es ist Dies, daß ich mich bewege. Mit Räumlichkeit hat natürlich diese „Bewegung“ gar nichts zu thun.

Doch bleiben wir bei den Worten „Leben“ und „Thätigkeit“. Dann müssen wir sagen: Lust und Unlust sind nicht das Leben oder die Thätigkeit, sondern sie sind eine unmittelbar miterlebte Färbung oder Tönung der Thätigkeit oder des Lebens. Sie sind so zu sagen die hellere oder dunklere Tönung des Lebens- oder Thätigkeitgefühles. Fühle ich Lust oder Unlust, so heißt Dies zunächst, daß ich lebe und daß ich mich als lebend oder daß ich mich thätig fühle. Und es heißt weiter, daß dies Leben oder diese Thätigkeit eine hellere oder dunklere Tönung hat. Und eben diese Tönungen nun nennen wir Lust und Unlust. Lust und Unlust sind also gar nicht eigentlich Gefühle, sondern sie sind Gefühlstöne, in dem Sinn, in dem der hellere oder dunklere Ton einer Farbe nicht die Farbe ist, sondern eben ein Ton dieser Farbe.

In jedem Fall ist, was ich einfühle, nicht (oder nicht zunächst) Lust oder Unlust, sondern es ist Leben und Thätigkeit oder eine Weise meiner Selbstbethätigung. Ich fühle etwa kräftiges und gesundes Leben ein in die Form eines menschlichen Körpers; dann nenne ich diesen Körper selbst kraftvoll und gesund. Ich fühle in die weite Halle eine sich aufrichtende und ausweitende Thätigkeit ein. Ich fühle ein anderes Mal in die Geberde oder in die Worte eines Menschen Freude, Trauer, Verzweiflung ein. Auch diese letzten Worte bezeichnen ja Weisen meiner Thätigkeit oder der Bethätigung meiner selbst. Gesetzt aber nun, Jemand kaprizirt sich darauf, „Gefühle“ und „Gefühle der Lust oder Unlust“ zu identifiziren, so ist all diese Einfühlung für ihn nicht „Einfühlung“. Er muß dann eben an die Stelle des Wortes „Einfühlung“ ein anderes setzen, etwa das vorhin schon gebrauchte „Selbst-Objektivirung“. Dadurch wird doch an dem Sachverhalt nichts geändert.

Ein zweites Bedenken ist folgendes: „Einfühlung“ besagt doch, daß ich mich einfühle. Dies nun klingt, als fühlte ich erst mich oder Etwas in mir, Kraft, Freude, Sehnsucht, und ginge dann dazu über, Das, was ich erst in mir fühlte, aus mir herauszunehmen und in ein mir gegenüberstehendes Objekt zu übertragen; als bezeichnete demnach die Einfühlung eine besondere That oder Leistung, die ich vollbringen müßte, wenn Etwas in ein Objekt eingefühlt sein soll.

Davon nun ist keine Rede. „Einfühlung“ besagt zunächst, daß Dasjenige,

was ich einfühle, zum Beispiel: Kraft oder Freude oder Sehnsucht, nichts Sichtbares noch Hörbares, mit einem Wort: nichts sinnlich Wahrnehmbares ist, sondern daß ich dies Alles nur in mir zu erleben oder zu fühlen vermag. Und es besagt dann weiter, daß ich trotzdem das Eingefühlte in den Dingen außer mir finde, daß ich etwa im Sturm ein Wüthen oder Drohen finde. Nun, dies Beides brauchen wir nur zusammenzunehmen: und wir haben den ganzen Sinn der „Einfühlung". Ist es in der That so, daß ich die Thätigkeit, zum Beispiel: Das, was die Worte „Wüthen" und „Drohen" sagen, nicht sehen, nicht hören, sondern nur in mir fühlen kann, und finde ich doch Dergleichen in einem sinnlichen Objekt, so finde ich nothwendig mich in dem sinnlichen Objekt. Ich erlebe oder fühle mich darin.

Daß es nun solche Einfühlung giebt, daß Dasjenige, was ich nur in mir fühlen kann, von mir gefunden oder gefühlt werden kann in einem Anderen; etwas anders ausgedrückt, daß Dergleichen für mich in einem Anderen „liegen" oder für mein Bewußtsein an ein sinnlich Wahrgenommenes „gebunden" sein oder dazu „gehören" kann: Dies ist gewiß eine wunderbare Thatsache. Aber je wunderbarer sie ist, um so weniger dürfen wir leicht darüber hinweggehen. Damit will ich sagen, daß auch ich mit Vorstehendem den Begriff der Einfühlung noch nicht für erledigt halte. Dazu bemerke ich zunächst noch: Es giebt ein Wort, das genau das Selbe zu sagen scheint wie das Wort Einfühlung; ich meine das Wort „Ausdruck". Eine Geberde, sage ich, drückt mir Freude oder Trauer aus. Formen eines Körpers drücken mir Kraft oder Gesundheit aus. Die Landschaft drückt mir eine Stimmung aus. Dies „Ausdrücken" nun besagt in der That genau Das, was das Wort Einfühlung besagt.

Doch ist der Begriff des „Ausdruckes" zugleich weiter als der der „Einfühlung". Ich sage auch: Ein Satz drückt mir ein Urtheil aus. Ich sage aber nicht: Ich fühle in den Satz das Urtheil ein. Gewiß kann ich so sagen, aber die Wendung erscheint hier nicht eigentlich am Platz. Die Antwort aber auf die Frage, warum es so sei, ergiebt sich für Jedermann leicht. Ein Urtheil, so wird man sogleich sagen, ist eben doch nicht „Gefühlssache". Das Urtheil ist ein logischer Akt, es ist der Akt der Anerkennung eines Sachverhaltes. Diesen Akt erlebe ich zweifellos in mir, wenn ich ihn vollziehe. Aber ich sage nicht, daß ich ihn fühle. Ich finde mich innerlich dies oder jenes Urtheil fällend, aber ich „fühle" mich nicht urtheilend, so wie ich mich leidenschaftlich erregt, kraftvoll angespannt fühle u. s. w.; oder, kürzer gesagt, ich fühle nicht das Urtheil, wie ich die leidenschaftliche Erregung „fühle".

Dies hat nun aber seinen guten Grund. Ein solcher „Akt" der bloßen Anerkennung, ein solcher Urtheilsakt ist eben nicht eine Thätigkeit. Er ist keine innere Arbeit, kein Kraftaufwand, kein „Streben oder Wollen in Bewegung".

Indem ich Thätigkeit fühle, fühle ich mich selbst. In der Thätigkeit

liegt das „Selbst". Das Thätigkeitgefühl oder, wie ich vorhin sagte, das Lebensgefühl, ist gleichbedeutend mit „Selbstgefühl". Wenn ich also im Urtheilsakt oder Akt der Anerkennung mich nicht thätig fühle, so kann ich darin auch kein Selbstgefühl haben.

Und damit nun erhält der Begriff der Einfühlung seine nothwendige Einschränkung. Finde ich irgendwelche Thätigkeit, die den Namen der „Thätigkeit" verdient, irgendwelche Weise des Ablaufes meines Lebens oder der inneren strebenden Bewegung, in einem sinnlichen Gegenstand, dann, nur dann bin ich in diesen Gegenstand eingefühlt oder ist mein Lebens- oder mein Selbstgefühl darin „objektivirt". In dem Satz aber, der mir ein Urtheil „ausdrückt", finde ich freilich dies Urtheil, aber ich finde darin nicht Kraft, Leben, kurz, Thätigkeit. Und darum spreche ich hier nicht von Einfühlung. Immerhin ist die Thatsache, daß mir der Satz ein Urtheil „ausdrückt", der Thatsache der Einfühlung oder der Thatsache, daß mir eine Geberde, eine architektonische Form, Leben, Thätigkeit oder eine Weise der Ich-Bethätigung „ausdrückt", nebengeordnet. Und darum können wir die erste Thatsache zur weiteren Verdeutlichung der zweiten verwenden.

Fragen wir also: Was eigentlich erlebe ich, wenn mir ein Satz ein Urtheil „ausdrückt"? Darauf kann man zunächst antworten: Ich weiß in solchem Fall, daß Derjenige, der den Satz ausspricht, ein Urtheil fällt; ich denke in den Satz ein Urtheil des Sprechenden hinein oder denke, mit ihm zugleich und in eigenthümlicher Weise an ihn gebunden, dies Urtheil als vorhanden. Doch Jeder weiß: Dies genügt nicht. Sondern der Satz fordert mich zu einem eigenen Urtheil auf. Er muthet mir selbst den Urtheilsakt, der in ihm „liegt", zu. Der Satz beansprucht, daß ich ihm Glauben schenke. Wenn ich Dies aber thue, so heißt Dies nichts Anderes als: Ich vollziehe selbst das Urtheil, das der Satz zum Ausdruck bringt Diese Zumuthung oder Aufforderung also, diesen Anspruch erlebe ich, indem ich den Satz höre.

Analoges nun liegt vor, wenn mir nicht ein Satz ein Urtheil, sondern wenn mir ein sinnliches Objekt Leben, wenn mir, zum Beispiel, eine Geberde Stolz ausdrückt. Das „Ausdrücken" an sich ist hier genau die selbe Thatsache; nur das Ausgedrückte ist im zweiten Fall etwas Anderes; es ist nicht ein Urtheil, sondern eben Stolz; Das heißt: eine eigenthümliche innere Lebensbethätigung oder innerliche strebende Bewegung.

Reden wir aber jetzt bestimmter. Jedes sinnliche Objekt überhaupt stellt an mich die Zumuthung zu einer Thätigkeit. Stellt es keine andere Zumuthung an mich, so muthet es mir doch mindestens zu, daß ich es auffasse und in bestimmter Weise „apperzipire". Die einfache Linie etwa muthet mir zu, daß ich sie als Das auffasse, was sie ist. Und diese Auffassung ist eine Thätigkeit. Vollendet sich diese Thätigkeit, so kann ich auch hier von einem „Akt" reden. Aber diesem Akt geht nothwendig eine Thätigkeit voraus. Die Linie

ist schließlich in meinem geistigen Besitz. Aber Dies setzt voraus, daß ich sie in meinen geistigen Besitz bringe. Und darin liegt eine Thätigkeit.

Doch sagen wir Dies etwas genauer. Wie auch im einzelnen Fall eine Linie beschaffen sein mag: in jedem Fall muß ich sie, um sie als Das, was sie ist, aufzufassen, mit dem inneren Blick oder dem Blickpunkt des geistigen Auges durchlaufen. Ich muß Theil zu Theil hinzu- und in diesen Blickpunkt hineinnehmen. Ich muß den inneren Blick ausweiten, bis er die ganze Linie umspannt. Ich muß ihm, nämlich diesem inneren Blick, eine solche „Spannweite" geben. Und ich muß innerlich das so Aufgefaßte abgrenzen und für sich aus seiner Umgebung herausnehmen. Ich muß mir in jener Ausweitung ein Ziel setzen, ich muß das in der Ausweitung des Blickes in ihn Aufgenommene zusammenfassen oder innerlich zusammennehmen, muß meine apperzeptive Thätigkeit innerhalb der bestimmten Grenze halten und festhalten.

Diese Thätigkeit des inneren Blickes oder des Blickpunktes des inneren Auges nun nennen wir apperzeptive Thätigkeit. Eine apperzeptive Thätigkeit von der bezeichneten Art also muthet mir jede begrenzte Linie zu. Sie muthet mir in jedem Fall jene doppelte innere Bewegung zu oder muthet mir eine innere Bewegung zu, die jene beiden Momente in sich schließt: die Ausweitung und die Begrenzung. Außerdem stellt jede Linie vermöge ihrer Richtung und Form noch allerlei speziellere Zumuthungen an mich oder meine apperzeptive Thätigkeit. Aber ich beschränke mich hier geflissentlich auf diese allgemeinste Zumuthung.

Jetzt fragt es sich aber: Wie verhalte ich mich zu solchen Zumuthungen oder zu solcher mir zugemutheten Thätigkeit oder Weise der Selbstbethätigung? Dabei nun sind die beiden Möglichkeiten, nämlich, daß ich zu solcher Zumuthung Ja und daß ich zu ihr Nein sage, daß ich frei die mir zugemuthete Thätigkeit übe oder daß ich der Zumuthung mich widersetze. Die Frage, wie ich mich zu der Zumuthung verhalte, ist die Frage, ob ich ihr ohne Sträuben mich überlasse, ob ich, zwar durch die Zumuthung veranlaßt, aber doch frei, aus mir heraus, spontan, Das, was mir zugemuthet ist, vollbringe, ob die in mir liegenden natürlichen Tendenzen, Neigungen, Bedürfnisse der Selbstbethätigung mit der Zumuthung oder Dem, was mir zugemuthet wird, übereinstimmen oder im Einklang stehen; oder ob das Gegentheil der Fall ist. Wir haben immer ein Bedürfniß der Selbstbethätigung. Dies ist sogar das Grundbedürfniß unseres Wesens. Aber die Selbstbethätigung, die mir durch ein sinnliches Objekt zugemuthet ist, kann so beschaffen sein, daß sie vermöge eben dieser Beschaffenheit nicht hemmung- oder reibunglos, nicht ohne innere Gegensätzlichkeit, von mir vollzogen werden kann. Dann muß mein eigenes Wesen (Das heißt: mein Wesen, so wie es, abgesehen von der Zumuthung, ist) sich dieser mehr oder minder fühlbar widersetzen.

Nehmen wir aber an, ich könne ohne Hemmung, Reibung, könne innerlich gegensatzlos der Zumuthung nachgeben und sie erfüllen; dann thue ich Dies. Ich übe die mir zugemuthete Thätigkeit, weil sie mir zugemuthet ist; aber doch frei, weil eben ohne innere Reibung, Hemmung, Gegensätzlichkeit. Und dann habe ich zugleich ein Gefühl der Freiheit. Und dies ist ein Lustgefühl. Das Gefühl der Lust ist immer ein Gefühl der freien Thätigkeit oder Selbstbethätigung. Es ist die unmittelbar erlebte Färbung oder Tönung des Thätigkeitgefühles, die sich einstellt, wenn die Thätigkeit ohne innere Hemmung und Reibung sich vollzieht. Und das Gefühl der Lust an einer Sache ist immer das Gefühl der Freiheit, Hemmung- oder Reibunglosigkeit einer solchen Thätigkeit, die mir von dieser Sache „zugemuthet" wird. Sie ist das Bewußtseinssymptom des freien Einklanges zwischen der Zumuthung zur Thätigkeit und meinem Vollbringen. In gewissem Sinn vollzieht sich dabei die Thätigkeit doppelt in mir, nämlich erstens als mir zugemuthete oder in mich sich eindrängende, zweitens als von mir, so wie ich, abgesehen von der Zumuthung bin, frei aufgenommene. Dies aber ist nur eine theoretische Unterscheidung. Was ich in unserem Fall erlebe, ist einfach meine Thätigkeit; nur erlebe ich sie eben als nicht rein spontane, sondern als rezeptive, also durch das sinnliche Objekt ausgelöste, zugleich aber als von mir frei aufgenommene.

Nun ist aber weiter Folgendes wohl zu beachten. Das Objekt, das ich auffassen soll oder das an meine Auffassungthätigkeit die Zumuthung stellt, ist an sich freilich immer dasjenige, das es ist. Für mich aber existirt es nicht als dasjenige, das es ist, zum Beispiel: als dies ganze und in sich abgeschlossene Objekt, ohne daß es, so wie es ist, von mir aufgefaßt, insbesondere also von dem Blickpunkt des inneren Auges durchlaufen und in ein abgeschlossenes Ganze zusammengenommen wird. Das Durchlaufen- und Zusammengenommensein haftet aber dem Objekt, wenn es ihm einmal zu Theil geworden ist, nicht für immer an, so daß ich nun die „apperzeptive" Thätigkeit, also die Thätigkeit der Ausweitung und der Begrenzung des inneren Blickes, unterlassen und anderen Objekten gegenüber üben könnte und trotzdem das Objekt für mich dies ganze und in sich abgeschlossene Objekt bliebe. Sondern, damit das Objekt Dies für mich bleibt, dazu ist die beständig fortgehende, in jedem Moment sich wiederholende Thätigkeit jener Ausweitung und Begrenzung erforderlich. Im Objekt also, sofern und so lange es für mich als dies bestimmte, insbesondere als dies ganze und in sich abgegrenzte, existirt, liegt diese meine Thätigkeit. Das Objekt, so wie es für mich existirt, ist, allgemein gesagt, die Resultante aus den beiden Komponenten oder das Produkt aus den beiden Faktoren, nämlich dem sinnlich Gegebenen und meiner Thätigkeit. Diese meine Thätigkeit gehört zu ihm als diesem „meinem" Objekt oder „meinem" Gegenstand genau so gut wie das sinnlich Gegebene. Dies ist nur das Material, aus dem durch meine

Thätigkeit das Objekt für mich erst sich aufbaut. Das „Objekt“, so wie es für mich da ist, ist so wenig blos das sinnlich Gegebene, wie ein Haus ein bloßer Haufe von Bausteinen ist. Sondern, wie zum Haus Material und Form gehören, so gehören auch zum „Objekt“, das für mich dies bestimmte sein soll, Material und Form. Und die Form ist immer das Geformtsein durch mich oder ist meine Thätigkeit. Es ist eine Grundthatsache aller Psychologie und erst recht aller Aesthetik, daß ein „sinnlich gegebenes Objekt“, genau genommen, ein Unding ist, Etwas, das es nicht giebt und nicht geben kann. Gewiß ist das Objekt — ich rede hier immer von Objekten, die für mich existiren — ein sinnlich gegebenes. Es ist aber auch immer etwas von meiner Thätigkeit Durchdrungenes. Und Thätigkeit ist Leben. Das Wort „Leben“ hat gar keinen anderen Sinn als den: Thätigkeit. Von meinem Leben also ist jedes Objekt, das für mich als dies bestimmte existirt — und andere Objekte existiren nun einmal für mich nicht —, nothwendig und selbstverständlich durchdrungen. Und Dies nun ist der allgemeinste Sinn der „Einfühlung“. Sie besagt, daß ich, indem ich ein Objekt auffasse, in eben diesem Objekt, so wie es für mich existirt und einzig und allein existiren kann, als etwas zu ihm Gehöriges eine Thätigkeit oder Weise meiner Selbstbethätigung erlebe. Dabei ist aber zugleich immer die „positive“ und die „negative“ Einfühlung zu unterscheiden. Mag die Einfühlung der einen oder der anderen Art sein: in jedem Fall erlebe ich die Zumuthung oder die Aufforderung, die das Objekt an mich stellt, nämlich die Zumuthung oder Aufforderung zu einer Thätigkeit oder Weise meiner Selbstbethätigung; oder ich erlebe eine Thätigkeit, zunächst als mir zugemuthete. Dabei ist alles Gewicht zu legen auf das „Erleben“.

Dabei sind aber jedesmal die beiden Möglichkeiten festzuhalten, die schon vorhin unterschieden wurden. Ich nehme das eine Mal die Thätigkeit reibunglos in mich auf und habe deshalb ein Gefühl des Einklanges zwischen Dem, was mir zugemuthet ist, und meiner spontanen Thätigkeit. Ein anderes Mal dagegen entsteht ein Konflikt zwischen mir und meinem natürlichen Bestreben der Selbstbethätigung und derjenigen, die mir zugemuthet wird oder in mich eindringt, und ich habe deshalb ein Gefühl des Konfliktes. Jenen Sachverhalt aber nenne ich „positive“, diesen „negative Einfühlung“. In beiden Fällen ist die Stärke des Gefühles abhängig von der Intensität jenes „Eindringens“. Und diese wiederum ist bedingt durch den Grad meiner Zuwendung zu dem Objekte, das die Zumuthung stellt, durch die Intensität meiner apperzeptiven Hingabe an dieses Objekt. Je mehr ich an das Objekt mich hingebe, um so mehr bin ich auch der Zumuthung hingegeben, um so mächtiger drängt sich auch die Thätigkeit, die mir zugemuthet wird, in mich ein. Und um so spürbarer wird das harmonische Zusammenklingen der Zumuthung und meines natürlichen Triebes der Selbstbethätigung, falls ein solches Zusammenklingen

stattfindet. Um so fühlbarer wird aber auch der Konflikt zwischen der Zumuthung und meinem eigenen Trieb der Selbstbethätigung, falls Beide einander widerstreiten oder dieser Trieb jener Zumuthung seiner oder meiner Natur nach sich widersetzt. Das Gefühl aber jenes Einklanges ist ein Gefühl der Lust an dem Objekt. Und das Gefühl des Konfliktes ist ein Gefühl der Unlust an ihm. Es ist also, wie jenes, so auch dies Gefühl in seiner Stärke bedingt durch die Intensität des Eindringens der mir zugemutheten Thätigkeit in mich oder durch die Intensität meines Erlebens dieser Thätigkeit. Diese ist wiederum zugleich bedingt durch meine innere Reaktionfähigkeit oder meine eigene geistige Kraft und Gesundheit.

In beiden Fällen wird, wie gesagt, die Thätigkeit erlebt als eine mir zugemuthete. Die „Zumuthung“ gewinnt aber im zweiten Fall, im Fall des Konfliktes also, einen besonderen Sinn. Sie wird zur Zumuthung im Sinn der feindsäligen Zumuthung oder des feindlichen Eindringens in mich. Sie verliert im anderen Fall den Charakter der „Zumuthung“. Die Zumuthung wird hier zur freien Einstimmung. Diese Einstimmung können wir auch bezeichnen als Sympathie; und demnach die „positive“ Einfühlung auch „sympathische“ Einfühlung nennen. Die negative Einfühlung dagegen ist das Erleben der feindlichen oder der gegen mich gerichteten Zumuthung.

Im Vorstehenden nun ist gesagt, was mir in jedem Fall von dem sinnlichen Objekt zugemuthet wird, nämlich eine Weise der apperzeptiven Thätigkeit. Dabei braucht es nun aber nicht zu bleiben. Es kann im einzelnen Fall durch ein sinnliches Objekt im Uebrigen diese oder jene speziellere Zumuthung an mich gestellt werden. Und achten wir nun hierauf, so ergeben sich verschiedene Arten oder Stufen der Einfühlung.

Natürlich ist die erste Stufe bezeichnet durch die Einfühlung, sofern in ihr nur jene allgemeine Zumuthung gestellt ist. Diese Einfühlung nennen wir „allgemeine apperzeptive“ Einfühlung. Bei dieser wird mir, genauer gesagt, nur die Thätigkeit zugemuthet, die erforderlich ist, damit ein bestimmtes sinnliches Objekt überhaupt für mich da ist oder als dies bestimmte Objekt in meinem geistigen Besitz ist, damit es also für mich dies ganze und in sich abgeschlossene, im Uebrigen dies so oder so beschaffene, etwa dies so oder so geformte sinnliche Objekt ist. Und schon diese Zumuthung kann ja unendlich mannichfacher Art sein, also auf eine unendlich mannichfache Thätigkeit zielen. Jede neue Form einer Linie etwa fordert eine neue, anders beschaffene Thätigkeit, wenn ich die Linie mit dieser Form in meinen geistigen Besitz bringen will. Jede Form einer Linie erfordert eine eigene, die Linie mit ihrer Form geistig schaffende oder neuschaffende Thätigkeit. Und ich wiederhole: diese Thätigkeit liegt in der Linie, sofern diese überhaupt für mich existirt. Sie existirt für mich keinen Augenblick, ohne daß ich sie für mich durch meine

Thätigkeit schaffe. Sie ist in jedem Augenblick, in dem sie für mich existirt, jenes Ineinander des sinnlich Gegebenen und meiner schaffenden Thätigkeit.

Sofern aber diese schaffende Thätigkeit in der Linie ist, schafft die Linie durch sie sich selbst oder ruft sich selbst und ihre Form, und zwar in jedem Augenblick von Neuem, ins Dasein. Sie ist eben damit zugleich die Trägerin der Kräfte, durch sie Dies vermag, und der Weisen ihrer Wirkung, Trägerin der Konzentration und Lösung, der Spannung und Entspannung, des Einsetzens, Fortgehens und Absetzens, vor Allem auch jenes Sich-Ausweitens und Sich-Begrenzens. Von dieser Art ist, zum Beispiel, die Einfühlung in lineare Formen, sofern sie lediglich „allgemeine apperzeptive Einfühlung" ist. Aber bei dieser Einfühlung bleibt es schon bei der einfachen Linie nicht. Lineare Formen treten uns entgegen als Theile des Raumes. Dies nun ist der selbe Raum, in dem die Dinge sind. Und damit werden die linearen Formen stets zugleich Objekte der besonderen Art der Einfühlung, die wir den Dingen zu Theil werden lassen. Die Dinge aber muthen mir nicht nur zu, daß sie einfach apperzipirt werden, sondern sie fordern mich zugleich auf zur denkenden Verknüpfung, zur Einfügung in einen Wirklichkeitzusammenhang, zur Einordnung in kausale Beziehungen. Sie beanspruchen diese Verstandesthätigkeit. Auch diese ist Willensthätigkeit. Auch in ihr ist, wie in jeder Thätigkeit, Streben und Vollbringen, Kraft, Spannung, Lösung, Arbeit und Erfolg. Und weil die Dinge mir diese Thätigkeit zumuthen (oder indem sie Dies thun), ist diese Thätigkeit und deren Eigenart, also eben dies Streben, diese Kraft, Spannung, Lösung, Arbeit, wiederum in die Dinge „eingefühlt". Auch hier muß wieder gesagt werden: Sofern die Dinge in den Wirklichkeitzusammenhang und den Raum, in dem dieser stattfindet, gehören, gehört zu ihnen diese Weise der Verknüpfung; es gehört also zu ihnen die darin liegende Thätigkeit. Die Dinge existiren für mich als diejenigen, die sie sind, gar nicht anders als in solcher Verknüpfung. In den Dingen, so wie sie für mich existiren, liegt also diese Thätigkeit unmittelbar eingeschlossen. Sie liegt darin als die Thätigkeit, durch die sie für mich Das werden, was sie sind. Dies ist der Ursprung aller „Strebungen", „Tendenzen", „Thätigkeiten", „Nöthigungen" und aller „Kräfte" in der Natur. Ich sehe nichts von Alledem, was diese Worte bezeichnen, indem ich die Dinge sehe, sondern alles Dies kann ich nur in mir erleben oder fühlen. Das Streben in der Natur ist mein Streben, die Thätigkeit in ihr meine Thätigkeit, die Kraft meine Kraft. Das heißt: die Höhe der Anspannung meiner Thätigkeit. In die Dinge ist dies Alles erst von mir hineingelegt. Aber nicht willkürlich, sondern nothwendig. Indem ich die Dinge verstandesmäßig auffasse, durchdringe ich sie nothwendig mit solchem Streben, solcher Thätigkeit, solcher Kraft. Als vom Verstand aufgefaßte, tragen sie Dergleichen als eine Seite ihres Wesens in sich. Es liegt in ihnen, sofern sie „meine" Gegenstände sind, dies Stück von mir.

Diese Einfühlung bezeichne ich nun als „Natureinfühlung". Damit ist nichts gesagt als eben: daß die vom Verstand erfaßten Dinge als solche nothwendig von meiner Thätigkeit durchdrungen sind. Diese Thätigkeit ist wiederum zunächst von den Dingen mir „zugemuthet", sofern sie nämlich mich zur denkenden Verknüpfung oder zur verstandesmäßigen Auffassung auffordern. Und Dem gemäß besteht auch hier die Möglichkeit der „positiven" und der „negativen" Einfühlung. Die Frage lautet auch hier, ob und wie weit das Streben, die Thätigkeit und die Kraft der Einfühlung meinem Bedürfniß nach Selbstbethätigung und Kraft der Einfühlung entspricht; ob und wie weit, was mir zugemuthet ist, diesem Bedürfniß zuwiderläuft. Das heißt im Einzelnen etwa: Die Frage lautet, ob das Streben in sich einstimmig ist oder nicht, ob die Thätigkeit eine hemmunglos ihrem Ziel zugehende oder ob sie eine gehemmte ist, ob die verschiedenen Thätigkeiten mit einander im Einklang stehen oder einander widerstreiten, ob sie kraftvoll sind oder schwächlich u. s. w.

Die höchste Zumuthung aber stellt endlich an mich die sinnliche Erscheinung des Menschen. Wir wissen nicht, wie es zugeht oder woher es kommt, daß der Anblick des lachenden Gesichtes oder der Veränderung in den Zügen des Gesichtes, vor Allem um Auge und Mund, die wir mit diesem Namen „lachendes Gesicht" bezeichnen, für den Beschauer die Zumuthung oder Aufforderung in sich schließt, sich selbst froh und frei und glücklich zu fühlen; in der Weise, wie es diese Worte sagen, sich innerlich einzustellen oder dieser Art der inneren Thätigkeit oder der Bethätigung seines gesammten inneren Wesens sich hinzugeben. Aber die Thatsache besteht. Indem ich das „lachende Gesicht", indem ich also jene räumlichen Veränderungen in den Zügen eines Gesichtes sehe, erlebe ich zunächst wiederum die Zumuthung, sie aufzufassen. Aber seltsamer Weise ist nun diese Zumuthung zugleich die Zumuthung zu jener besonderen Weise der Selbstbethätigung. Ich sage: „Seltsamer" Weise ist es so. Damit will ich andeuten, daß es für diese Thatsache keine Erklärung mehr giebt. Auch wenn ich sie eine „instinktive" nenne, ist Dies keine Erklärung. Aber diese Namengebung ist allerdings durchaus am Platz. Daß die fragliche Thatsache so wichtig und werthvoll ist, ist, nebenbei bemerkt, keine Instanz gegen ihren instinktiven Charakter. Das für unser Dasein Wichtigste hat die Natur, weise, wie sie ist, überall selbst in die Hand genommen: sie hat es zur Sache des Instinktes gemacht und damit unserem Belieben entzogen. Und vermöge dieses Instinktes nun gilt auch hier wiederum: Ich kann das lachende Gesicht gar nicht auffassen, ohne daß die Zumuthung oder Aufforderung zu jener Art der inneren Thätigkeit unmittelbar darin liegt, ohne daß ich in mir mit der Zumuthung der Auffassung zugleich diese Zumuthung erlebe, also ohne daß ich jene freie und frohe innere Bethätigungweise meiner selbst, zunächst als eine mir zugemuthete, in mir erlebe.

In dem erwähnten Beispiel aber wird es nicht bei der Zumuthung bleiben. Ihr entspricht ja eine innerste Sehnsucht meines Wesens. Und so wird es hier dazu kommen, daß ich der Zumuthung frei mich hingebe oder frei sie erlebe. Indem ich aber Dies thue, fühle ich wiederum jenen „Einklang". Und das Lustgefühl dieses Einklanges ist das Gefühl der Freude an dem frohen Gesicht.

Es wird, sage ich, in dem in Rede stehenden Fall nicht bei der bloßen Zumuthung bleiben. Aber es muß nicht immer so sein. Vielleicht liegt in dem lachenden Gesicht etwas höhnisch Frohlockendes. Dann ist mir zugemuthet, dieses höhnische Frohlocken, diese besondere Art der Bethätigung meiner selbst, in mir zu verwirklichen. Aber dieser Zumuthung kann ich nicht so frei mich hingeben. Hier widerspricht Etwas in mir. Und das Gefühl dieses Widerspruches, dieser inneren Hemmung, Reibung, Dissonanz ist ein Gefühl der Unlust. Das höhnisch frohlockende Gesicht ist mir unerfreulich; vielleicht im Innersten zuwider.

Hier liegt also wiederum ein Fall der negativen Einfühlung vor. Auch diese ist Einfühlung. Der Trieb der eigenen Lebensbethätigung könnte sich gar nicht jener Lebensbethätigung, die mir durch den Anblick des höhnisch lachenden Gesichtes zugemuthet wird, widersetzen, wenn nicht diese eben mir zugemuthet wäre, wenn sie nicht in mich eindränge. Und je schärfer sie Dies thut oder je mehr die mir zugemuthete innere Bethätigungweise von mir Besitz zu ergreifen beginnt — und Dies heißt wiederum, je mehr ich dem Eindruck des Gesichtes mich überlasse —, desto schärfer wird der Konflikt und desto intensiver das Gefühl der Unlust.

Was hier über das „lachende Gesicht" gesagt wurde, müssen wir aber verallgemeinern. Aller „Eindruck" der sinnlichen Erscheinung eines Menschen liegt begründet in seinem „Ausdruck". Das heißt: die sinnliche Erscheinung des Menschen, in allen ihren Theilen, ist mir erfreulich oder unerfreulich oder ist für mich schön oder häßlich, weil in ihr, zunächst als Zumuthung für mein eigenes Erleben, ich meine: für das Erleben meiner selbst, ein Leben liegt, eine Thätigkeit oder Bethätigung des inneren Wesens oder die Möglichkeit einer solchen. Ein Mensch ist „schön": Dies heißt: Das Leben, das in seiner sinnlichen Erscheinung liegt und bei der Betrachtung dieser Erscheinung in mich eindringt oder sich eindrängt, wird von mir „sympathisch" aufgenommen. Es wird verspürt als die Erfüllung eines eigenen Lebenstriebes oder einer eigenen Lebenssehnsucht. Die sinnliche Erscheinung eines Menschen ist „häßlich": Dies heißt: Das Leben, das in ihr liegt und in mein Leben eindringt, widerstreitet meinem eigenen Trieb, zu leben, mich zu bethätigen und zu fühlen. Ich verspüre es als eine Negation dieses Triebes. „Schönheit" ist, in diesem wie in jedem Fall, in der Betrachtung eines sinnlichen Objektes unmittelbar

erlebte Lebensbejahung; Häßlichkeit ist unter den gleichen Bedingungen erlebte Lebensverneinung.

Hier aber scheint ein Einwand am Platz. Ich sehe einen Menschen in Armuth, Elend, Kummer, Angst, schließlich in Verzweiflung. Ich „sehe" ihm Dies „an" oder „höre" es aus seinen Worten. Wir wollen gleich annehmen: Ich sehe ihn so künstlerisch dargestellt. Und was ich da sehe, ist mir erfreulich. Ich nenne das Kunstwerk schön. Hier nun, scheint es, trifft das soeben Gesagte nicht zu. In mir ist doch keine „Sehnsucht", Das innerlich zu erleben, was ein solcher Mensch in sich erlebt; den inneren Druck, gar die Angst und Verzweiflung Wie also kann in solchem Fall das Gefühl der Freude oder wie kann der ästhetische Genuß auf jenem „Einklang" oder jener „Sympathie" beruhen? Darauf nun ist zunächst zu erwidern: Kummer, Angst, Verzweiflung und Dergleichen giebt es nicht irgendwo im blauen Aether, sondern nur im Gemüth eines Menschen. So ist es nicht nur thatsächlich, sondern auch für mich. Das heißt: Indem ich den Kummer, die Angst, die Verzweiflung sehe, sehe ich einen Menschen, der Dergleichen in sich erlebt. Ich sehe ihn. Dies heißt: ich erlebe ihn. Auch Dies will wiederum zunächst sagen: Er drängt sich in mein Erleben ein. Es ist mir durch die künstlerische Darstellung zugemuthet, ihn zu erleben. Ich soll mich als einen Menschen fühlen, der solchen Kummer und solche Verzweiflung in sich verspüren kann und verspürt. Gesetzt aber nun, der Kummer ist echt menschlich, die Verzweiflung menschlich berechtigt, es liegt darin irgend Etwas von Größe oder Stärke, von Leben und Lebenskraft, von Fähigkeit des inneren Reagirens gegen das Schicksal, von innerer Arbeit: dann kann ich gewiß nicht die Abstrakta „Kummer" und „Verzweiflung", wohl aber diesen Menschen oder diese Offenbarung echter und berechtigter Menschlichkeit ohne inneren Widerstreit in mir erleben. Dergleichen kann in mir positiven Widerhall finden. Dann aber ist auch hier jener innere „Einklang" gegeben, nämlich der Einklang zwischen meinem Wesen und dem Erleben oder der Bethätigungweise meiner selbst, die mir durch das Objekt zugemuthet wird. Und es ist eben damit der Grund gegeben zum Gefühl jenes Einklanges oder zum Gefühl der Lust, kurz: zum ästhetischen Genuß.

Und auch, wenn ich einen Menschen nur einfach leiden und schließlich untergehen sehe und das Leiden und der Untergang bringt mir zum Bewußtsein oder macht mir fühlbar, daß es doch eben ein Mensch ist, der so leidet und untergeht, dann heißt Dies: Mir wird zugemuthet, nicht nur dieser oder jener einzelnen Weise der Bethätigung meiner selbst, sondern in ihr meines Menschseins inne zu werden; als Menschen oder in der allgemeinsten und fundamentalsten Weise, die eben das Wort „Menschsein" bezeichnet, mich zu erleben. Und diese Zumuthung nun vermag ich frei zu vollbringen, einfach darum, weil ich Mensch bin. Ich fühle den Einklang zwischen dem Menschen,

der in mich eindringt, und mir oder fühle mich als Menschen in dem anderen. Ich habe dies allgemeinste, allem sonstigen Sympathiegefühl zu Grunde liegende beglückende Sympathiegefühl. Und ich habe es um so intensiver, je mehr mir das Leid und der Untergang des Menschen zu Herzen geht, je intensiver mir also, eben durch das Leiden und den Untergang des Menschen, der Mensch oder, was an ihm Mensch ist, zum Bewußtsein gebracht und fühlbar gemacht wird. Einfühlung ist Erleben. Sie ist nicht Dies, daß ich nur einfach weiß, es gebe irgendwo in der objektiven Welt etwas Seelisches oder Inneres, Freude, Leid, Noth, Verzweiflung u. s. w., oder daß ich Dergleichen mir vorstelle oder denke.

Hiergegen hat man gesagt: Wenn ich angesichts der künstlerisch dargestellten Verzweiflung die Verzweiflung erlebte, also selbst in Verzweiflung geriethe, wenn ich angesichts des künstlerisch dargestellten Zornes selbst zornig würde, so wäre es mit dem ästhetischen Genuß vorbei; Dergleichen sei pathologisch. Solchen Wendungen ist aber leicht zu begegnen. Die Antwort darauf liegt zunächst im soeben Gesagten. Wie es Zorn, Verzweiflung und Dergleichen nirgends in der Welt für sich giebt, so ist auch niemals Zorn, Verzweiflung oder Dergleichen für sich dargestellt worden. Sondern dargestellt worden ist immer ein Mensch. Und deshalb ist mein eigenes Erleben des dargestellten Inneren eines Menschen (zum Beispiel: das Erleben der Noth und Verzweiflung eines Faust) ein Erleben dieser ganzen, in Noth und Verzweiflung gerathenen Persönlichkeit, mit ihrer ganzen Kraft und inneren Arbeit, mit ihrem „strebenden Bemühen“. Es ist ein Widerhall dieses Menschen in mir; ein inneres Jasagen zu diesem Menschen. Und mein Genuß an einer solchen künstlerischen Gestalt ist der Genuß aus solchem Widerhall oder solchem Jasagen. Dazu kommt dann aber bei dem Kunstwerk noch ein weiteres Moment. Indem ich vorhin von künstlerischer Darstellung und soeben von einer bestimmten dichterischen Gestalt redete, habe ich ja schon den Uebergang gemacht von der Einfühlung überhaupt zur Einfühlung in das Kunstwerk. Und darum ist es nun wiederum eine besondere Sache. Und wir brauchen nur dies Besondere der Einfühlung in das Kunstwerk klar ins Auge zu fassen; und die Wendungen: Wer angesichts des dargestellten Zornes „zornig werde“ oder angesichts der dargestellten Verzweiflung „verzweifle“, Der stehe außerhalb des ästhetischen Verhaltens, erscheinen auch noch von einem anderen Gesichtspunkt aus als nicht sehr sinnvoll. Ich „werde zornig“, wenn mir in der Praxis des Lebens Etwas widerfährt, das meinen Zorn reizt. Wenn ich aber den Zorn künstlerisch dargestellt sehe, so reizt mich nichts zum Zorn. Nicht aus Erlebnissen, die mir widerfahren und verletzend in mich einschneiden, entsteht mir hier der Zorn, sondern aus der künstlerischen Darstellung heraus dringt diese innere Bethätigungweise meiner selbst in mich ein. Dabei weiß ich zugleich, daß der Zorn nur dargestellt ist, also einer durchaus ideellen Welt angehört. Und

Dies besagt ferner, daß dem in mich eindringenden Zorn jede motivirende Kraft fehlt. Es ist ein Zorn, der nichts in sich trägt von Wunsch und Willen zur Reaktion gegen einen inneren Eingriff, der zu keinem Handeln mich treiben kann. Es giebt ja hier nichts, woran ich ihn auslassen könnte. Der künstlerisch dargestellte Zorn wird also freilich erlebt, aber dies Erleben ist ein völlig anderes als dasjenige, das ich mit den Worten bezeichne: „Ich werde zornig". Er wird ästhetisch erlebt; und das ästhetische Erleben ist eine Weise, wie ich mich angemuthet fühle in der ästhetischen Betrachtung, in der reinen Hingabe an das Dargestellte. Es ist ein Erleben, das nicht mich trifft, dies reale Individuum, das einen Theil bildet des Wirklichkeitzusammenhanges, sondern einzig mich, den ästhetisch Betrachtenden, das Ich, das in der aller Wirklichkeit absolut entrückten Welt der künstlerischen Darstellung lebt und aufgeht.

Daß man aber wisse, was ästhetisches Betrachten heißt, daß man das in dieser ästhetischen Betrachtung stattfindende Erleben, kurz: das ästhetische Erleben, vollkommen scharf zu scheiden wisse von allem Erleben Dessen, was in der realen Welt geschieht, daß man darum dies Erleben auch mit keinen Namen bezeichne, die an das Erleben erinnern, das im praktischen Leben und im Wirklichkeitzusammenhang uns aufgenöthigt wird: Dies muß als Erstes von Jedem gefordert werden, der von Einfühlung redet und in der Einfühlungfrage mitreden will.

Das ästhetische Erleben, etwa des Zornes, so sage ich, ist ein eigenartiges Erleben. Es ist eigenartig in doppelter Hinsicht; erstens, sofern der Zorn, der erlebt wird, eigenartigen Ursprunges ist, nicht aus einem Eingriff in mein Wesen herausgewachsen, sondern mir mitgetheilt, in mich eindringend von dem Kunstwerk her; und zweitens, sofern es eben damit in der Natur dieses Zornes liegt, daß er mir zu keiner praktischen Reaktion Anlaß giebt oder keine praktische Motivationkraft in sich trägt. Dazu tritt nun aber jenes vorhin schon betonte Moment, daß nämlich die dargestellte Bethätigungweise eines Menschen, in unserem Fall der dargestellte Zorn, nicht Zorn überhaupt ist, sondern Zorn einer so oder so gearteten Gesammtpersönlichkeit; daß in ihm der Mensch erlebt wird. Beides hängt aber unmittelbar zusammen. Beide Thatsachen treffen zusammen in der einen Thatsache der künstlerischen Darstellung. Jede ästhetische Betrachtung überhaupt besagt, daß ich das Betrachtete in eine ideelle Sphäre rücke oder es für mich zu einer in sich abgeschlossenen ideellen Welt mache. Auch die ästhetische Betrachtung des Wirklichen, der wirklichen Landschaft etwa, macht schon aus dem Betrachteten ein Bild oder eine Erscheinung, löst es von der Wirklichkeit, hebt es heraus aus dem Wirklichkeitzusammenhang und macht es zu einem ideellen Gegenstand. Aber ist das Betrachtete ein Wirkliches, so muß ich Dies thun im Widerspruch zu der Thatsache, daß das Wirkliche doch eben ein Wirkliches ist und thatsächlich dem Zusammenhang der Wirklich-

keit angehört, darum auch zu mir, zu diesem in der Wirklichkeit lebenden Ich, in realen Beziehungen steht, mir etwa nützen oder schaden kann. Anders dagegen bei dem im Kunstwerk Dargestellten. Dies gehört in sich selbst und ohne all mein Zuthun, einfach dadurch, daß es dargestellt ist, einer rein ideellen Sphäre an. Es ist an sich Bild oder Erscheinung. Ich kann darum hier nicht nur die ästhetische Betrachtung üben, sondern ich übe sie mit selbstverständlicher Nothwendigkeit. Das Kunstwerk ist es, das diese Nothwendigkeit in sich schließt. Und damit zugleich nun führt und zwingt das Kunstwerk mich, den Betrachter, und zwar mit um so größerer Gewalt, je mehr es den Namen eines Kunstwerkes verdient, aus mir heraus und über mich hinaus, taucht mich ganz in diese ideelle Welt, versenkt und bannt mich da hinein. Und in dem Maße, wie es Dies thut, führt und zwingt mich zugleich das Kunstwerk in der Betrachtung Dessen, was dieser Welt angehört, in der Betrachtung des Dargestellten also, in die Tiefe und enthüllt mir da in der Tiefe, was mir bei der Betrachtung des Wirklichen zu entgehen pflegt; und das Kunstwerk enthüllt mir Dies nicht nur, sondern rückt es in helle Beleuchtung.

Daß aber das Kunstwerk mich so in die Tiefe führt und mir die Tiefe erleuchtet, Dies heißt insbesondere: es läßt mich in allem Negativen, Störenden, Widrigen das zu Grunde und in der Tiefe liegende Positive sehen und mir eindringlich werden. Und Dies heißt wiederum insbesondere: Es zeigt mir in allen möglichen menschlichen Regungen den positiven Menschen oder den positiven Grund seines Wesens, das unter der Oberfläche liegende Gold des Menschlichen, das überall, auch im Elend, und da vielleicht erst recht, und schließlich auch im Bösen und in der Verkümmerung noch zu finden ist. Es läßt mich überall, auch im Entsetzlichen noch, den Menschen erleben und fühlen. Auch der entsetzliche Mensch ist eben doch noch Mensch. Es giebt aber gar kein stärkeres Mittel, das Positive im Menschen uns eindringlich zu machen und miterleben zu lassen, als dessen Negation. Und solche Negation liegt in Elend, Noth, Verzweiflung, Untergang; und, wenn auch in anderer Weise, im Bösen und Entsetzlichen. Dies allein ist der Weg, auf dem das Leiden, die Noth und das Böse, das Entsetzliche und Grauenvolle, das wir im gemeinen Leben abweisen und häßlich nennen, in der künstlerischen Darstellung schön, also Gegenstand des ästhetischen Genusses werden kann. Keine Kunst kann in einen Gegenstand der Freude verwandeln, was naturgemäß Gegenstand unseres inneren Widerstrebens oder gar unseres Abscheues ist. Aber die Kunst kann uns aus Alledem Menschliches herausfinden und herausfühlen lassen, nämlich positiv Menschliches, Leben, Kraft, Regsamkeit des Wollens, Arbeit, kurz: Thätigkeit. Und alles Dies, alles Leben kann in uns Widerhall finden oder kann eine Sehnsucht in uns befriedigen. Alle Sehnsucht, die wir fühlen, faßt sich ja doch zusammen in dem Einen: sie ist Sehnsucht, zu leben.

München. Professor Dr. Theodor Lipps.

❦

Selbstanzeigen.

Die Gravitationlehre ein Irrthum. Karl Konegen, Wien.

Ich beginne mit der Beschreibung einer Wärmestrahlen-Erscheinung, deren Wirkung bisher nicht genügend beachtet wurde. Aus einer Anzahl einfacher Experimente geht hervor, daß Wasser durch Wärmestrahlen mechanisch verdrängt wird. Diese unbestreitbare Thatsache bildet den Ausgangspunkt für den Beweis, daß die Naturphänomene Golfstrom, Flußbettwanderung und Ebbe und Fluth auf die durch Sonnenbestrahlung bewirkte Wasserverdrängung zurückzuführen seien und die zuletzt erwähnte Erscheinung mit der Mondanziehung nichts zu thun habe. Da diese Hypothese Newtons für die Gezeitenerscheinung hinfällig wird, war genügende Veranlassung vorhanden, die auf diese Erscheinung aufgebaute Lehre von der Gravitation einer kritischen Prüfung zu unterziehen; ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß die mechanischen Prinzipien der Attraktion und der Schwere auf eine neue Basis gestellt werden müssen. Auch den Weg habe ich angedeutet, auf dem der Ersatz für das wichtigste kosmische und mechanische Prinzip der Gravitation und Schwere gefunden werden muß. Th. Newest.

❦

Briefe einer Braut aus der Zeit der Befreiungskriege 1804 bis 1813. Egon Fleischel, Berlin.

Ich darf die Briefe besonders warm empfehlen, weil sie nicht meiner Feder entstammen. Nur gesichtet und herausgegeben sind sie von meiner Hand; in pietätvollem Gedenken an die reizende, geistvolle Greisin, die ich Großmutter nennen durfte. Mit der Veröffentlichung der Briefe hoffe ich einen nicht werthlosen Beitrag zu einer der traurigsten Episoden vaterländischer Geschichte zu bringen. In lebendiger Sprache führt uns die Schreiberin die Zeit mit ihren Nöthen und Sorgen, ihrer schweren Bedrückung und edlen Begeisterung vors Auge. Daß dieses frische und kräftige Buch lesenswerth ist, dürfte ich behaupten, auch wenns vor mir nicht schon viele unbefangene Sachverständige gesagt hätten.

Thun. Edith Freiin von Cramm.

❦

Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik, Sauerländer, Frankfurt a. M.

Die Zeitschrift stellt sich die Aufgabe, die Probleme der Liebe, der Ehe, der Freundschaft, der Elternschaft, der Prostitution und alle damit zusammenhängenden Fragen der Moral und des gesammten sexuellen Lebens nach der philosophischen, historischen, juristischen, medizinischen und sozialen Seite zu erörtern. So soll sie der Mittelpunkt werden für alle Bestrebungen, die eine Reform unserer heutigen konventionellen Anschauung dieses Gebietes zum Ziel haben; sie soll den Kampf gegen veraltete, unhaltbar gewordene Meinungen und Institutionen führen. Wir bitten Alle, die mit uns die Bedeutsamkeit des sexuellen Problems für die Entwickelung und Zukunft der Menschheit erkannt haben, die mit uns nach einer neuen Ethik suchen, sich uns anzuschließen. Denn nur, wenn Alle, die eine stärkere, frohere Menschheit ersehnen, sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, werden wir auf die Oeffentliche Meinung und die Gesetzgebung den Einfluß erringen, den wir brauchen.

Wilmersdorf. Dr. phil. Helene Stöcker.

❦

Karl Hauptmanns „Bergschmiede". München, bei Callwey.

Ich wollte nicht nur eine Lanze brechen für Karl Hauptmann und besonders für seine „Bergschmiede"; ich wollte nicht nur bei meinem Vergleich zwischen den Brüdern Gerhart mit ernsten Worten auf einige Schwächen aufmerksam machen (ich glaube, es wohlwollend gethan zu haben) und ihm gegenüber auf den kräftig nachstrebenden (wenn nicht vorstrebenden) Karl weisen, sondern, wieder, wie in meinem Flaischlen-Buch, an der Hand eines Dichters auf einige Grundfragen dichterischen Schaffens und ästhetischen Betrachtens hinweisen, die mir gerade in diesen Jahren wichtig zu sein scheinen. Gerade in diesen Jahren, in denen fruchtbar zu werden beginnt, was vor zwanzig Jahren gesät wurde, scheinen sich Scheidungen zu vollziehen, stiller als damals, zwischen einer stehenbleibenden und einer wahrhaft fortschrittlichen Kunst. Gerade in diesen Jahren kommen leise und langsam Formen hervor, die mit den alten Schulbegriffen wenig zu thun haben, wenig aber auch mit den technischen Streitigkeiten der achtziger Jahre. In Hauptmanns „Bergschmiede" konnte ich einige positive Fortschritte unserer Dramatik nachweisen.

München. Georg Muschner.

Soldaten. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1,80 Mk.

Ich habe hier versucht, das österreichisch-ungarische Soldatenleben so umfassend wie möglich darzustellen: den Mann und Offizier, Krieg und Frieden, Manöver und Kaserne, sogar den Spionagedienst. Mit der seit Jahren üblichen, zuerst von Beyerlein gefundenen Art, das Soldatenleben zu betrachten, hat mein Buch nichts zu thun; es ist früher entstanden.

Charlottenburg. Roda Roda.

Die Patronate der Heiligen. Ulm, Kerler.

Die römische Mythologie schon hat bekanntlich das Prinzip des Protektorates bestimmter Gottheiten über Städte, Familien, Stände bis ins Einzelne durchgeführt. Die christliche Kirche hat diese Idee, gestützt auf biblische Zeugnisse, in vollem Umfang übernommen und nun in einem Prozeß stetig fortschreitender Differenzirung und Arbeitstheilung ein System der Heiligenanrufung geschaffen, das in seiner ungeheuren Ausdehnung bisher kaum gekannt war. Alle Stände, Handwerk und Gewerbe, Künste und Wissenschaften, haben ihre Schutzheiligen gefunden; keiner Krankheit fehlt ihr heiliger Spezialarzt; über Alles breitet ein Heiliger seine schützenden Arme. Der Kirchen-, Kultur- und Kunsthistoriker, der Numismatiker, der Geschichtschreiber der Wirthschaft, des Handwerks, des Rechtes, der Medizin hat an diesen Patronaten einen werthvollen Stoff, der lange fast ungenützt im Dunkel lag. Ich biete nun dem Forscher ein Material von viertausend Patronaten (die bisherige Höchstleistung in Deutschland, Wessely's, weist nur dreihundertsieben Patronate auf) und versuche dabei, die Anrufungen aus der Legende, der Geschichte, dem Recht, der Zunftgeschichte, den Volksbräuchen, der Volksetymologie zu erklären. Doch nehme ich für diese Erklärungen nur die Bedeutung einer bescheidenen Vorarbeit in Anspruch, die, wie es in der Natur der Sache liegt, erst vom Spezialforscher beendet werden kann. Drei Register erleichtern die Benutzung des Buches.

Ulm. Dietrich Heinrich Kerler.

Vom falschen Schein.

Man könnte das neunzehnte Jahrhundert die Zeit der Surrogate nennen und von der Geschichte großer, weltbeherrschender Gefühle bis zum Bericht über die kleinen Gegenstände, die das tägliche Dasein umgeben, diese bittere Wahrheit durchführen, ohne bei den Beweisen auf erhebliche Hindernisse zu stoßen. Mit dem Ringen nach Freiheit begannen seine Jahre; der Opfermuth und die Begeisterung einzelner Männer und ganzer Nationen kämpften um ein Ideal, das Freiheit genannt und dem erstaunten Volk, zuerst in einen griechischen Mantel drapirt, dann in eine rothe Fahne gewickelt, gezeigt wurde. Aber man bescherte den armen Enttäuschten ein Surrogat, man kleidete sie in die bunten Lappen einer äußerlichen Freiheit, die von würdigen Staatsbürgern feierlich ausgeübt werden durfte. Das Individuum wurde mehr und mehr unterdrückt, so daß es seitdem zwischen den Schlingen unzähliger Vorschriften und Gesetze das Leben in einem Käfig verbringt. „Ach, umsonst auf allen Länderkarten spähst Du nach dem seligen Gebiet, wo der Freiheit ewig grüner Garten, wo der Menschheit schöne Jugend blüht!“ rief Schiller melancholisch am ersten Tag des Jahres 1800. Falsch war die Freiheit, die man suchte, ein Surrogat der echten, weil sie Massenfreiheit war. Die Masse ist aber niemals frei; denn wo sich ein Wesen an das andere kettet, hört selbständiges Wollen, Ausleben des einzelnen Individuums, also wahre Freiheit auf.

Die Philosophie ringt wohl flach der königlichen Menschennatur. Auf Schopenhauer, der mit pessimistischer Miene durch die Welt ging und die Verneinung des Positiven als Surrogat einer Lebensauffassung predigte, folgte Nietzsche und lieferte als Ersatz für innere, selbstbefreite Größe das Trugbild des modernen Uebermenschen, dessen Karikatur wiederum als klägliches Surrogat für echten Humor auf dem Ueberbrettl tanzt und singt.

Furchtbar viel Neues ist im gepriesenen Zeitalter der Erfindungen entstanden. Man ist nicht nur fortgeschritten, sondern immer schneller und schneller, schließlich auf dem elektrisch angetriebenen Automobil, vorwärts gekommen. Aber kein werthvolles Ziel war auf der tollen Fahrt zu erreichen, sondern im Leben wie in der modernen Wettfahrt ein Surrogatziel, das mit bunten Wimpeln lockend behängt und von Wichtigthuern mit Cylinder und Rosetten umgeben war. Solche Eile, solche Mühe und vielleicht sogar eine Zahl überfahrener Opfer für das Surrogat eines wahren Erfolges, für den Beifall eines Komitees, den Jubel einer zufällig zusammengetrommelten, kritiklosen Menge!

Zum Wesen der Surrogate gehört, daß sie täuschen, die Vorstellung eines Genußes erwecken wollen, dessen Besitz materiell nicht erlangt werden kann. Sie haben sich in das Reich der Erfindungen eingedrängt und die Erfolge scharfsinniger Forscher mit ihren Pseudoerfolgen begleitet. Sie gefährden das Leben nichtsahnender Freunde des Echten als Gespenster des Betruges und schleichen sich als Kunstwein, Margarine, chemischer Fruchtsaft, Cichorie in unseren Magen, als nachgeahmte Meißener Puppe, gefälschte seltene Briefmarke in unsere Sammlungen, als Diaphanie, buntes Glas ersetzend, und in Gestalt gebeizter Tannenbretter statt des gediegenen Eichenholzes in unsere Wohnung, als gedankenlose, prächtig ausstaffirte Schundliteratur in unseren Kopf, als falsche, engherzige sogenannte Sittlichkeit in die Anschauungen der Menschenmasse. Der Neid und die Sucht, vor

Anderen zu glänzen, hat sie geschaffen. Je weiter die Kultur fortschreitet, desto aufdringlicher folgt den civilisirten Völkern wie ein Bazillenschwarm das Heer der Surrogate und nistet sich so fest in Anschauung und Gewohnheit, daß ein Leben ohne Ersatzmittel wohl wünschenswerth, aber kaum mehr möglich erscheint.

Wir sehnen uns nach einer Zeit mit echten Leidenschaften, echter Größe, mit Dichtern, die echten Wein und echte Liebe besangen, mit Künstlern, die in echtem Marmor meißelten und nichts von angemalten Gips und falscher Bronze wußten, mit Kriegern, die das Schwert voll heiliger, unverfälschter Begeisterung zogen. Idealisten und Schulmeister preisen das Alterthum und wollen es noch heute zum Jungbrunnen für unsere übertünchte, von Talmigold strahlende Kultur machen. Wenn wir aber seine Sitten näher betrachten, so entdecken wir mit dem Beginn seiner „Décadence“ das erste Surrogat, den Schminktopf der galanten Frau, die Ersatz für entschwundene Schönheit suchte, um leichtgläubige Thoren auch nach der Blüthezeit zu täuschen. Wie Eva, den Apfel in der Hand, einst die Sünde ins Paradies des Lebens trug, so hat sie mit der Büchse verjüngender Pomade in den Fingern das Zeitalter der Ersatzmitteln, der Talmidinge, eröffnet. Martial und Juvenal sind die ersten Dichter, die den falschen Schein im modernen, augenfälligen Sinn mit bitterer Satire verdammten; falsche Schönheit, falsche Ehrsucht und falsche Liebe geißelten ihre beredten Worte. Aber sie konnten wenigstens den Saft der Traube noch unverfälscht genießen und ihre Glieder in ein Gewand von echter Wolle hüllen, ohne Täuschung und Betrug fürchten zu müssen. Offen und unbedeckt ging damals das Laster umher und wußte nichts von einem falschen Tugendmantel; sauer, aber ehrlich floß der Wein schlechter Lagen in den Becher; und wer keine goldenen oder silbernen Geräthe benützen konnte, begnügte sich unbekümmert mit thönerner Waare. Das änderte sich im Lauf der Zeit. Jeder Wein sollte süß schmecken und jeder Becher aus edlem Metall bestehen oder wenigstens aussehen, als sei er golden. Der weise Logau faßte die Sucht, zu scheinen, in das Sprüchlein zusammen: „Die Stimm' ist groß, der Mann ist klein; was nahe nichts, hat ferne Schein“ und traf damit das Wesen der Surrogate. Sie haben sich über die ganze Erde verbreitet und die Sucht, wenigstens „den fernen Schein zu erreichen“, hat den Erfindungsgeist mehr und mehr auf den Abweg gebracht, statt neuer Werthe Ersatzmittel für alte Werthe zu schaffen. Jedes Material besitzt eine Form, die seinem inneren Wesen entspricht und in ihrer Art schön oder brauchbar ist; sobald es aber das Aussehen eines anderen Stoffes künstlich erreichen soll, sobald sich das Ding maskirt, um einen vornehmeren Eindruck zu machen, verliert es den eigenen geringen Werth und wird ein Mittel des Betruges oder wenigstens der Blendung. Die Talmikette, die sich breit von Westentasche zu Westentasche zieht, bietet nur eine harmlose Gelegenheit, zu protzen; aber das gefälschte Nahrungmittel mit der echten Etiquette betrügt den Käufer. Ersetzt werden kann eine Sache eben nur durch eine gleichwerthige: ein Minister durch einen neuen Minister, eine silberne Gabel durch eine neue silberne Gabel; aber niemals ein Minister durch einen Mann, der nur wie ein Minister aussieht, eine silberne Gabel durch ein Ding aus Alfenid, Britania, Neusilber oder anderem Surrogatstoff.

Ich habe vorhin gesagt, der Neid und die Sucht, vor Anderen zu glänzen, habe die Surrogate geschaffen, und ich sehe manche ernste Leute über dieses oberflächliche Urtheil hochmüthig die Achseln zucken. Sie vermissen den Hinweis auf

soziale Motive, die den Erfinder antrieben, billige Massenartikel an die Stelle von theuren, schwer erreichbaren Dingen zu setzen und dem ganzen Volk Genüsse zugänglich zu machen, die früher den wenigen Privilegirten gehörten. Der soziale Zug der Zeit wird immer zum Vorwand genommen, wenn man sich der wahren Ursachen schämt. Die Surrogate wurden aus Gewinnsucht erdacht, verfertigt, gepredigt und gepriesen, aus Dummheit, Geiz oder der Sucht, zu blenden, gekauft, gelesen, geglaubt und weiter verbreitet; sie haben nichts mit dem sozialen Zug zu thun, der Menschenwürde und Verbesserung der allgemeinen Lebenshaltung zum Ziel hat. Daß auch dieser schöne Gedanke bisher dem Surrogat eines Erfolges, einer Chimäre entgegentrieb und oft das Elend verschlimmerte, weil ers den Menschen erst zum Bewußtsein brachte, will ich nur nebenbei erwähnen. Wird aber die Lebenshaltung dadurch höher, daß falsche Flitter ihr von fern einen gewissen Glanz verleihen? Soll ein herabgekommener, der Stärkung bedürftiger Körper aus gefälschtem Wein Kraft schöpfen, soll ein Schrank aus grünem Tannenholz länger halten, weil er wie Eichenholz gebeizt ist, soll die mit Margarine gekochte Speise besser schmecken, weil an der Wand des Restaurants zu lesen ist: „Hier wird nur echte Butter verwendet"? Wie beschämend ist die Thatsache, daß man heutzutage einem Gegenstande das Wort „echt" als Etiquette mitgeben muß! Sollte nicht Alles echt sein? Nicht als selbstverständlich gelten, daß wir civilisirte, auf den Höhepunkt unserer Kultur eingebildete Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts beim Kaufmann echte Waare, auf den Banken echte Werthe für bares Geld, auf den Gerichten echte Gerechtigkeit und auf der Kanzel echtes Christenthum finden? Doch die Erklärung eines satirischen Wörterbuches aus dem achtzehnten Jahrhundert: „Selbstverständlich ist, was eigentlich selbstverständlich nicht ist", hat ihre Wahrheit behalten, obwohl unsere Lebensauffassung weit von der zersetzenden Satire entfernt ist, die, einer bitteren Arzenei gleich, im Zeitalter vor der Französischen Revolution die geistigen Kräfte der Menschheit für die Zukunft gesund erhielt.

„Die Geschenke der Götter müssen bezahlt werden", meinte Montaigne, als er von der echten Freude sprach, die, wenn sie wirklich einmal beschert werde, immer mit einer Enttäuschung erkauft werden müsse. Alles Echte behält eben Preis und Werth und kann, trotz allen Surrogaten, nur von Dem erlangt werden, der den Betrag zum Erwerb besitzt und nicht zu geizig ist, ihn zu erlegen. Einer, den Neid packt oder die Lust, anderen Menschen gleich zu scheinen, muß sich mit den Ersatzmitteln begnügen. „Dieser Stuhl bedeutet die Eisenbahn", sagt das Kind und freut sich seines Spieles. Es hat damit die einzige innere Berechtigung von Surrogaten ausgesprochen, denn seine Phantasie erhebt den Stuhl wirklich zur Eisenbahn. Es hat mit diesem Wort aber auch ihre Grenze festgelegt und die Ersatzmittel in das Reich harmlosen Spieles verwiesen, in dem die Phantasie, ohne Schaden zu bringen, die Werthlosigkeit durch unschädliche Selbsttäuschung ersetzt. Kinder sind die Lehrer der Erwachsenen. „Das sieht wie Marmor aus", sagt der geschmacklose Miethhausbesitzer und klebt eine marmorirte Tapete an die Wand. „Genau wie Brillanten!" jubelt die Dame und steckt glänzende Similisteine ins Haar. Das marmorirte Papier des schäbigen Hausbesitzers schadet anderen Menschen eben so wenig wie das glitzernde Glas in den blonden oder dunklen Locken. Ueber Dinge, die man belachen kann, soll man sich nicht ärgern. Erst wenn die Surrogate durch Täuschung Fremden Nachtheil verursachen und den Zweck des nach-

geahmten Gegenstandes nicht erfüllen können, sind sie gemeingefährlich und müssen verachtet und bekämpft werden. Leben wir doch geistig, wie die Weltweisen seit Jahrtausenden versichern, von Surrogaten der Wahrheit, die in Parabeln, Mythen und Legenden den Anschauungen der Zeit auf den Leib geschnitten werden. „Es muß“, sagt Kant, „eine öffentliche Standarte des Rechtes und der Tugend geben ja, diese muß allzeit hoch flattern.“ Im Grund ist es gleichgiltig, was für heraldische Figuren darauf gezeichnet sind; wenn sie nur keinen Zweifel an ihrer Bedeutung lassen. Eine solche Allegorie der Wahrheit war immer und ist überall „für die Menschheit im Großen und Ganzen ein taugliches Surrogat der ewig unzugänglichen Wahrheit“. Die Welt konnte der Lehre Kants nicht treu bleiben, als die alte Fahne des Rechtes und der Tugend zerrissen war und Philosophen und Publikum sehnend eine neue suchten.

Langsam dämmert eben die Erkenntniß, daß es Zeit sei, mit den Surrogaten aller Art aufzuräumen, mit den falschen Ledertapeten, den falschen Brillanten, mit dem gefälschten Wein und allen Trugbildern, die eine hohe Autorität den fügsamen Pfleglingen vorgaukeln konnte. Schon Schopenhauer hat gesagt: „Denn das Wahre kann auf die Länge nur in seiner Lauterkeit bestehen. Mit Irrthümern besetzt, wird es ihrer Hinfälligkeit theilhaft. Wie der Granit zerfällt, wenn der Feldspath verwittert, obgleich Quarz und Glimmer solcher Verwitterung nicht unterworfen sind. Es steht also schlimm um die Surrogate der Wahrheit.“ Sobald man zu erkennen anfängt, daß ein Ding, ein Gedanke, ein Glaube nicht durch Surrogate ersetzt werden kann, ist es mit ihrer Herrschaft und Gefahr vorbei. Leute, die an Ammenmärchen statt an erwiesene Wahrheit glauben, Männer, die sich für frei halten, nur weil sie wählen dürfen, Hausfrauen, die Cichorienbrühe statt des Kaffees vorsetzen, und Damen mit falschen Steinen an der Brust und falscher Tugend im Herzen wird es immer geben; aber man erspare uns die abscheuliche Pflicht, Alles mißtrauisch befühlen und beschnuppern, beim Dichterwort und bei der Aktie, bei der Briefmarke und bei der Verheißung des Gesetzgebers fragen zu müssen: „Ist es auch echt?“ Wer mit Surrogaten zu thun hat, sollte sich an Goethes Wort erinnern: „Setz' Dir Perrücken auf von Millionen Locken, setz Deinen Fuß auf ellenhohe Socken: Du bleibst doch immer, was Du bist.“

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Lose.

Türkenlose stehen jetzt 145; Ende 1904 standen sie 127. Das Häuflein eifrig gestikulirender Herren, das gewöhnlich gegenüber dem Haupteingang zum Börsensaal zu finden ist, hat also wieder einmal für die nöthige Bewegung gesorgt. Merkwürdig, daß ein Papier, dessen Tilgung noch fast siebenzig Jahre dauert und von dem also ein sehr erheblicher Betrag (ausgegeben wurden 1,98 Millionen Stück) noch vorhanden ist, der Spekulation besonderen Reiz bieten kann. Das Papier an sich, als Los, und die spekulativen Umsätze an der Börse heischen scheinbar besondere Vorsicht; und die Frage wird angeregt, ob die Lospapiere zu den schädlichen oder nützlichen Effekten gehören. Nach dem Reichsgesetz über die Inhaberpapiere mit

Prämien (vom achten Juli 1871), dem „Lossperrgesetz", dürfen neue Prämienanleihen nur auf Grund eines Reichsgesetzes und nur zu Anleihezwecken ausgegeben werden; ferner wurde der Handel in ausländischen Losen, die nicht bis zum fünfzehnten Juli 1871 zur Abstempelung eingereicht waren, verboten. Seitdem gab es im Deutschen Reich keine neuen Lotterieanleihen mehr. Inzwischen ist die Tilgungsdauer einzelner dieser Prämienanleihen abgelaufen; ihre Zahl wird sich also verringern und auf Ersatz ist nicht zu rechnen. Die vierprozentige bayerische Prämienanleihe von 1866 wird um die Mitte dieses Jahres verschwinden; auch die ansbach-gunzenhausener Siebenguldenlose, die im Jahr 1857 ausgegeben wurden, werden Ende dieses Jahres zum letzten Mal gezogen. Bald danach folgen die weniger verbreiteten neufchateler Zehnfrankenlose. Das dann noch vorhandene Material wird schon durch die Auslosungen von Jahr zu Jahr kleiner; diese Werthpapiergattung steht also auf dem Aussterbeetat. Während es 1871 an deutschen und ausländischen Lotteriepapieren ungefähr 6 Millionen Stück gab, ist die Zahl jetzt auf rund 2¾ Millionen zusammengeschrumpft. In etwa zwanzig Jahren können die deutschen Losanleihen getilgt sein; bei den ausländischen ist die Frist länger; am Längsten, wie gesagt, bei den Türkenlosen, von denen 1930 in Deutschland noch ungefähr 300000 Stück im Umlauf sein werden. An der berliner Börse werden vierzehn deutsche und dreißig ausländische Prämienanleihen notirt und gehandelt. Unter den heimischen Papieren sind die bekanntesten die braunschweiger Zwanzigthalerlose und die meininger Siebenguldenlose; unter den fremden die österreichischen, die finischen Zehnthalerlose und die Türkenlose.

Der Wunsch, aus der menschlichen Spielwuth Profit zu ziehen, entspringt nicht den nobelsten Regungen der Seele. Ist solches Geschäft aber unvermeidlich, dann sind die Losanleihen immerhin besser als Klassen- oder gar Wohlthätigkeitlotterien. Nur von diesen Losanleihen will ich heute sprechen. Staaten oder Städte geben Schuldverschreibungen aus, verzinsliche oder unverzinsliche, die nach Ablauf einer vorher bestimmten Frist durch Auslosung getilgt werden. Der niedrigste Gewinn, der als Niete gilt, bringt noch den Nominalbetrag des Loses. Wer ein Prämienlos spielt, kann also nie den vollen Einsatz verlieren, sondern höchstens die Differenz zwischen dem Einkaufspreis und dem Einlösungbetrag. Der Kurs der Lospapiere steigt von Jahr zu Jahr, weil die Zahl der Lose kleiner, die Gewinnchance größer wird: deshalb kann Jemand, der heute kurz vor der Prämienziehung ein Los kauft, wenn es nur mit dem Nennbetrag herauskommt, einen indirekten Verlust erleiden. Wenn ich, zum Beispiel, ein bayerisches Prämienlos zum höchsten Kurs (170) für 510 Mark gekauft und bei der Ziehung den Nominalwerth von 300 Mark bekommen habe, so verliere ich 210 Mark. Mit dieser Möglichkeit muß bei Prämienanleihen stets gerechnet werden. Leute, die solches Papier schon Jahre lang liegen haben, stehen immer vor der Frage, ob sie sich mit dem Kursgewinn begnügen oder, in der Hoffnung auf einen Treffer, schließlich eine Niete, also einen Verlust, riskiren sollen. Deshalb reizen die Türkenlose die Spekulation. Die Niete (richtiger: der kleinste Treffer) bringt hier 400 Francs und wird mit 60 Prozent, also 240 Francs = 192 Mark ausgezahlt. Das ergiebt bei dem heutigen Kurs von 145 immer noch einen Gewinn von 47 Mark. Das lockt zu den Türken.

Da seit dem ersten Lebensjahr des Reiches keine Losanleihe mehr zugelassen wird, muß man annehmen, das Bedürfniß sei gedeckt; und sicher fehlt es nicht an Gelegenheit zu solcher Geldanlage. Soll man die Prämienanleihen nun aussterben

lassen oder neue bewilligen? Für die Zulassung spricht der Wunsch, dem Publikum, das Gewinnchancen sucht, die Verlustmöglichkeit zu verringern. Dagegen spricht die Rücksicht auf die Klassenlotterien der Bundesstaaten, denen die Konkurrenz der Prämienanleihen die Einnahmen kürzen könnte. Ein deutscher Loschändler gab vor einiger Zeit eine Schrift heraus, die dem Reichsschatzsekretär die Vortheile einer mit Prämien ausgestatteten Reichsanleihe nachzuweisen sucht. Der Gedanke einer deutschen Prämienanleihe ist gar nicht dumm. Unseren dreiprozentigen Reichsanleihen geht es so schlecht, daß man dieses Experiment mindestens erwägen sollte. Für unseren guten Ruf brauchten wir nicht zu fürchten; der könnte durch Auslosung deutscher Reichsanleihen nicht ärger leiden als durch den jetzigen Kursstand des vornehmsten deutschen Anlagepapiers. Die Reichslast würde durch die auszuzahlenden Gewinne nicht größer; denn bei der beschränkten Tilgungzeit würden Zinsen gespart, und falls der Anleihetypus von 3½ Prozent beibehalten werden mußte, würden die Kosten einer dreiprozentigen Prämienanleihe geringer als die einer mit 3½ Prozent zu verzinsenden Anleihe. Eine Gefahr läge nur darin, daß der Kurs der älteren Anleihen noch weiter hinuntergehen würde, da die Meisten wohl den Besitz eines deutschen Prämienpapiers vorziehen würden. Im Uebrigen sind Lotterieanleihen für die Regirung oder Gemeinde, die sie ausgiebt, recht bequem. Entweder werden überhaupt keine Zinsen gezahlt und entsprechend höhere Gewinne ausgesetzt oder die Anleihen tragen laufende, feste Zinsen und haben dann weniger und kleinere Gewinne. Jedenfalls ergäbe eine genaue Berechnung aller Lasten, die dem Schuldner aus einer Prämienanleihe erwachsen, daß die Aufwendungen geringer sind als für eine gewöhnliche Anleihe. Die Tilgungpläne sind so verschieden wie die Offerten der Versicherungsgesellschaften. Man sucht dem Publikum die Sache möglichst schmackhaft zu machen. Hinter diesen mathematischen Kunststücken findet man aber selten greifbare Vortheile. Drei unterscheidende Merkmale sind zu beachten. Gleichmäßige Tilgung, wie bei der bayerischen und badischen Prämienanleihe; Verringerung des Hauptgewinnbetrages mit fortschreitender Tilgung, wie bei den augsburger Siebenguldenlosen, die erst in den letzten Jahren vor ihrem Ablauf (1930 bis 1934) wieder steigende Gewinne zahlen, und bei den köln=mindenern; und fortschreitende Tilgung in Bezug auf den Umfang der Haupttreffer und auf die Nieten. Der dritte Modus ist bei den meisten Lospapieren üblich. Während die festverzinslichen Prämienanleihen als Nieten den Nominalbetrag behalten, nimmt bei den übrigen Losen der Werth des kleinsten Treffers zu. Wer, zum Beispiel, zu einem dem Anfangskurs nahen Preis ein braunschweigisches Zwanzigthalerlos gekauft hat, würde, wenn er jetzt den niedrigsten Treffer zöge, einen nicht unwesentlichen Verlust erleiden. Dagegen kann man sich versichern. Firmen, die Losversicherungsgeschäfte machen, liefern dem Assekurirten, der eine Niete zog, eine noch unverloste Nummer.

Wichtig ist natürlich die Gesammtzahl und der Einzelbetrag der Gewinne. Daß auf die Türkenlose Gewinne bis zu 600 000 Francs fallen können, darf aber nicht etwa zu dem Glauben verleiten, dieses Papier sei deshalb mehr werth als deutsche Prämienanleihen, die nicht so hohe Beträge auszahlen; dagegen spricht die Länge der Tilgungdauer und die beträchtliche Stückzahl der vorhandenen Lose. Als besonders vortheilhaft werden dem Publikum die sogenannten Serienlose empfohlen. Das sind Prämienlose, die in der Serie gezogen worden sind und bei der darauffolgenden Gewinnziehung dann herauskommen müssen. Die meisten Losanleihen sind nämlich in Serien von hundert bis zehn Stück eingetheilt; um nun die

Ziehungen zu erleichtern, werden zuerst die Serien gezogen und dann die Nummern dieser Serien ausgelost; dabei wird bestimmt, welche Nummern Gewinne erhalten, und der Rest muß sich dann mit dem kleinsten Treffer begnügen. Ein in der Serie gezogenes Los wird also nach der nächsten Gewinnziehung unter allen Umständen ausgezahlt. Diesen Umstand nützen die Serienlosgesellschaften aus, die auch vom Ausland her (Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, Budapest) das Publikum mit Cirkularen überschwemmen. Vor diesen Gesellschaften kann nicht laut genug gewarnt werden; schon weil man niemals sicher sein darf, daß die angeblich gekauften Serienlose wirklich im Besitz der Gesellschaft sind. Mehr als einmal wurden größere Gewinne nicht ausgezahlt, weil das gezogene Los der Gesellschaft gar nicht gehörte. Sehr oft handelt sichs auch um minderwerthige, den Theilnehmern zu hoch berechnete Papiere. Oder die Niete bringt noch nicht einmal den eingezahlten Betrag. Das beste Geschäft machen die Veranstalter. Sie treiben den Kurs der erworbenen Papiere in die Höhe, rechnen darauf, daß mancher Theilnehmer, dem die Sache lästig wird, seine Einzahlung verfallen läßt, und haben, da sie selbst mitspielen, ohne jedes Risiko an allen Gewinnen ihren Theil. In Holland hat ein neues Gesetz diesem Treiben ein Ende gemacht. Der Schwindel dürfte nachgerade nicht mehr ziehen.

Die soliden Prämienanleihen kann man immerhin zu den Anlagewerthen zählen. Ob es sich freilich empfiehlt, größere Beträge in Losen anzulegen, ist eine andere Frage. Eine gewisse Verzinsung läßt sich ja auch bei den unverzinslichen herausrechnen, wenn man den Maximalbetrag der Niete auf die Tilgungdauer vertheilt. Wer 1868 ein braunschweiger Los für 55½ Mark gekauft hat und 1924 dafür 120 Mark bekommt, darf sich für die sechsundfünfzig Jahre 64⅓ Mark als empfangene Zinsen eintragen. Das macht pro Jahr etwa 2¼ Prozent. Zieht man einen größeren Gewinn oder verkauft man das Los mit einem hübschen Kursaufschlag, so erhöht sich ja die Verzinsung. Die Prämienlose wechseln ihre Besitzer zwar nicht so oft wie andere Papiere; sie gehören vielfach zum eisernen Bestande des Familiengutes. Die Fälle, in denen solches Los vom Tag der Emission an in einem Haus bleibt, sind trotzdem aber wohl ziemlich selten. Zu bedenken bleibt beim Erwerb, ob die Tilgungfrist nicht zu lang ist, so lang, daß der Besitzer des Loses den letzten Rückzahlungtermin schwerlich selbst noch erlebt, die gebotenen Chancen also gar nicht einmal voll ausnützen kann. Bei den unverzinslichen Losen kann ja nur die Aussicht auf Gewinn locken. Auch bei den verzinsten ist natürlich neben der Rentabilität die Gewinnchance zu prüfen. Ein sehr beliebtes Lospapier ist die Köln-Mindener Prämienanleihe, die sich mit 3½ Prozent verzinst und heute 146 steht, während dreieinhalbprozentige Reichsanleihe zu 99,30 zu haben ist. Die Gewinnchancen ergeben also eine Kursdifferenz von fast 50 Prozent. Die Unterschiede der Qualität, die Vortheile und Nachtheile solcher Anlage zu erwägen, ist nicht allzu schwer. Für Deutschland sind Prämienanleihen, als ein Mittel zur Förderung des öffentlichen Kredites, nicht unwichtig. Die ausländischen soll man sich sehr genau ansehen, ehe man sie kauft. Noch ist der konzessionirte Schwindel mit der Losanleihe der später zum Bankerot verurtheilten Stadt Barletta nicht vergessen. Aber auch die Besitzer von Türkenlosen haben Enttäuschungen erlebt und die Inhaber von raab-grazer Losen mußten sich eine Zinsreduktion gefallen lassen. Solche Vorgänge müßten schließlich doch Jeden von leichtsinnigem Loserwerb abschrecken.

Ladon.

❦

Der Asiatenkrieg.

Seit den Tagen von Portsmouth hat Rußland dem Europäer so viel Abwechselung beschert, daß er kaum noch Zeit hatte, der Geschichte des mandschurischen Krieges nachzudenken. Und diese Geschichte sollte doch lehrreich sein. Wie konnte Roschdestwenskijs Geschwader in fünf Viertelstunden vernichtet werden? Erwies sich die russische Armee wirklich als ein so untaugliches Werkzeug, wie wir nach manchem Bericht glauben mußten? Wie kam es, daß in Deutschland alle Sachverständigen, der Große Generalstab vornan, die Qualität dieses Heeres falsch einschätzten und überzeugt waren, nach einer langen Periode ruhmloser Niederlagen müsse Rußland den Sieg erringen? Konnten die Militärbevollmächtigten, denen die Aufgabe gestellt war, das Wesen und die Wandlungen dieser Armee zu beobachten, von slavischen Fassadekünsten so geblendet werden, daß die Wirklichkeit ihrem Auge entglitt? Was zur Beantwortung dieser wichtigen Frage brauchbar scheint, müssen wir sammeln; die Erfahrungen des Krieges dürfen nicht ungenützt bleiben. Deshalb will ich aus zwei Darstellungen, die ich in der ausländischen Presse fand, hier Einiges mittheilen, das vielleicht auf die Spur der Wahrheit zu führen vermag.

Herr Naudeau, der wegen der Anschaulichkeit seiner Schilderungen oft gerühmte Kriegsberichterstatter des pariser Journal, hat den heimreisenden Admiral Roschdestwenskij im Hafen von Kobe gesprochen und aus Tokio jetzt seinen Bericht über dieses Gespräch geliefert. „Die japanische Flotte“, sagte der Admiral, „schießt nicht ganz so gut, wie man behauptet hat. Wenn sichs um eine Uebung in Friedenszeiten gehandelt hätte, wäre der Leistungunterschied nicht allzu groß gewesen. Während die japanischen Veteranen im Feuer aber so ruhig blieben wie bei einem Manöver, wurden die rasch gedrillten russischen Novizen, die noch kein Gefecht erlebt hatten, nervös, als die Kugeln neben ihnen die Kameraden wegrissen. Nicht die höhere Geschicklichkeit entschied den Kampf, sondern das kältere Blut der Japaner. „Unser größtes Unglück war, daß der ‚Suworow‘, unser Admiralschiff, auf das die Japaner ihr Feuer konzentrirt hatten, so schnell kampfunfähig wurde. Nach ganz kurzer Zeit schon war an Bord Alles zerstört; zuerst die Sprachrohre. Um der Mannschaft meine Befehle zu übermitteln, mußte ich Matrosen hin und her schicken, die dann meist, ehe sie ihr Ziel noch erreicht hatten, von feindlichen Kugeln niedergeworfen wurden. Das Schiff brannte an allen Ecken; die Löschapparate waren zerschossen; das Ruder zerbrach und das Schiff war nicht mehr zu regiren. Ich selbst hatte Wunden an den Beinen und am Kopf; ein Stirnknochen mußte herausgenommen werden. Unsere Schiffe waren nicht schlecht gebaut, die Kugeln haben auch ihren Panzer nicht zerrissen, nach und nach aber die Stahlplatten gelockert und dislozirt. Ich habe nie begriffen, warum die französische Behörde mich zwang, die Gewässer von Anam zu verlassen. Ich verbrauchte täglich große Mengen Kohle, um meine Schiffe unter Dampf und fern von der Küste zu halten, und habe die Neutralitätpflicht Frankreichs nicht einen Augenblick verletzt.“ Roschdestwenskij sprach dann noch von der bösen Doggerbankgeschichte. „Das erbitterte Leugnen der Engländer, der Riesenskandal, der in Europa entstanden war: das Alles hatte meine Ueberzeugung allmählich erschüttert und ich fragte mich ganz ernsthaft, ob ich nicht das Opfer einer Halluzination geworden sei. Jeder Seemann kennt die Gefahr solcher Visionen. Nun denken Sie sich: hier, in Japan, habe ich den Beweis gefunden, daß ich doch Recht hatte! Unter den Lazarethgehilfen waren auch Dolmetscher. Einer der mir zugewiesenen war ein Marineoffizier, der den Arm in der Binde trug und mir erzählte, er leide an Rheumatismus. Daß er nicht krank, sondern verwundet sei, er-

fuhr ich zufällig von einem seiner Kameraden. Warum wurde diese Thatsache verheimlicht? Ich forschte vorsichtig weiter und erfuhr von einem dritten sanitar, der jetzt Verwundete sei mit Torpedobooten nach England gegangen. Bald danach konnte ich feststellen, daß die Daten stimmten; als der Offizier ins Hospital gekommen war, hatte er gerade die zur Reise von England nach Japan nöthige Zeit gehabt, konnte also bei Hull verwundet worden sein. Jetzt zweifle ich nicht mehr: wir sind bei der Doggerbank ganz einfach von japanischen Torpedobooten angegriffen worden. Ich sehe die Fischerflotte noch vor mir, hundert und aberhundert Kähne, mit denen wir die ganze Nacht hindurch Signale ausgetauscht haben. Dann tauchten die Torpedoboote auf. Ich bin fest überzeugt, daß sie, nachdem wir ihren Angriff abgewehrt hatten, von den Engländern an einem vorher dazu ausgesuchten Ort verborgen wurden und daß sie später einen zweiten Angriff versucht hätten, wenn der Skandal nicht so laut geworden wäre." Ist Togo, fragt Naudeau sich, als er den Russen verlassen hat, ein größerer Mann als Roschdestwenskij? „Wer weiß? Togo ist ein Rädchen in der Maschine, ein wichtiger Theil in einem bewundernswerthen Räderwerk. Die japanische Marine hat mehr als einen Mann, der ihn ersetzen könnte; und man versichert mich, daß er stets dem Befehl des Admiralstabes gehorchte. Er hatte Unterbefehlshaber, die ihm ebenbürtig waren, zuversichtliche und der Pflicht fanatisch treue Offiziere und eine begeisterte und im Feuer erprobte Mannschaft. Er kämpfte in den heimischen Gewässern und hatte bessere Schiffe als der Russe. Die kaltblütige Tapferkeit der Japaner ist eine Eigenschaft der Rasse, deren Phantasiekraft geringer ist als die der Europäer und die deshalb der drohenden Gefahr nie so bewußt wird. Auch ohne Togo hätte die japanische Flotte gesiegt. Nicht dieser Sieg ist sein höchster Ruhmestitel, sondern die Thatsache, daß ihn, am Anfang des Krieges, das einmüthige Vertrauen seiner Kameraden an die Spitze der Marine berief. Roschdestwenskij begann die Ausreise mit einer improvisirten Flotte, mit hastig zurechtgemachten Schiffen und von unsicheren Söldnern geleiteteten schwimmenden Kohlenlagern. Er mußte seine Mannschaft zunächst an das Meer gewöhnen, seine Kanoniere erst auf der Fahrt zielen lehren, den Rebellengeist durch eiserne Disziplin niederzwingen und die Unzähmbaren, die dennoch meuterten, henken. Mit solchem Material und Personal fuhr er von den nordischen Meeren südwärts und passirte zweimal den Aequator. Er war die Seele und der Wille seines Geschwaders, war unersetzlich. Die Seeleute hatten prophezeit, er werde sein Ziel gar nicht erreichen. Er erreichts; nun aber wendet sich Alles gegen ihn: Wind, Sonne und Meer. Seine Seenovizen verlieren die Nervenruhe, seine Schiffe kentern. Er fällt, glaubt sich dem Tode nah, wird bewußtlos aufgezerrt und, aus vielen Wunden blutend, in ein Torpedoboot gestopft. Ein grausiger Zusammenbruch; doch für den Besiegten nicht so schimpflich, wie man oft gesagt hat." Herr Naudeau hält sich, als Franzose, bei der Frage nach der Ursache des Zusammenbruches nicht auf. Wenn Frankreich nicht selbst seine Neutralitätbestimmungen muthlos geopfert hätte, wäre Roschdestwenskij in den anamitischen Gewässern geblieben und nicht gezwungen worden, einen Kampf zu wagen, in dem er nicht siegen konnte. Frankreich, dem in kritischer Stunde die neue Freundschaft wichtiger als die alte war, trägt die Schuld daran, daß Rußland sein letztes mobiles Geschwader verlor. Das ist in der deutschen Presse leider nie laut genug gesagt worden.

In Wien hat Graf Stanislaus Szeptycki, Hauptmann im österreichischen Generalstab, der fast den ganzen Krieg in der russischen Gefechtslinie mitgemacht hat und zwanzigmal im Feuer war, im Militärwissenschaftlichen Verein über seine Impressionen und über die Lehren des Feldzuges gesprochen. Das Wesentlichste aus seinem Vortrag soll hier (nach drei Berichten, die ich verglichen habe) wiederholt werden.

„Der Russe hat une âme défensive. Er ist stumpf, zäh und erträgt jedes Leiden mit bewundernswerther Geduld, um nur ja nicht zu aktiver Anstrengung genöthigt zu sein. Diese ‚defensive Seele‘ mußte, mindestens im Offiziercorps, bekämpft werden. Man begnügte sich aber mit einer fremdem Muster nachgeahmten Truppenausbildung, die Aktivität des Denkens und Handelns verlangt und die hier nicht zur vollen Wirkung kommen konnte, weil ihr die seelische Disziplin fehlte. Suworow hatte den Bayonnetteangriff empfohlen, um auf die Nothwendigkeit aktiven Vorgehens hinzuweisen. Doch nur das Wort war geblieben; die Lehre selbst hatte im Heer nicht Wurzel gefaßt. Die Armee und ihre Führer erkannten nicht, daß die wichtigste Waffe des modernen Infanteristen das Gewehr ist. Von Kuropatkin, der als Generalstabschef Skobelews in der ganzen Welt bekannt geworden ist, konnte man viel erwarten. Die vox populi hatte ihn auf den Posten gerufen, für den er die erforderlichen Kenntnisse mitbrachte. Hatte er aber auch die Eigenschaften, die ein Feldherr braucht? Verstand er die Seele der Armee? Schon in Petersburg hatte er beschlossen, ein ganzes Jahr lang in der Defensive zu bleiben. Dieses Programm verheimlichte er auch gar nicht. Er bedachte nicht, daß moderne Truppen, wenn sie nicht wenigstens nach ein paar Monaten des Wartens das Hochgefühl eines Sieges kennen lernen, ihr Selbstvertrauen verlieren. Seine ewigen Rückzüge töteten die etwa noch vorhandene Neigung zur Aktivität. Er zerriß oft die festen Verbände und fürchtete stets, überflügelt oder von einer Uebermacht angegriffen zu werden. Dieses Gefühl suggerirte er bald auch dem Heer. Die Generale wollten nichts Rechtes riskiren, weil sie die Gefahr scheuten, nach großen Verlusten als Sündenböcke geopfert zu werden. Die Truppen verloren den Glauben an die Möglichkeit eines Sieges, das Selbstgefühl, die sittliche Kraft. Kuropatkin hat das ihm anvertraute Heer als Kriegsminister nicht nach modernen Grundsätzen erzogen und als Feldherr so wenig psychologische Einsicht gezeigt, daß ich die Behandlung, die er der Armee auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze zumuthete, nur einer Vivisektion vergleichen kann. Daß die Armee trotzdem so widerstandsfähig blieb, verdient Bewunderung.

Die russische Kavallerie ist für den Angriff auf Reitermassen und für das Säbelgefecht gedrillt; den Aufklärungdienst haben ihre Führer immer als quantité négligeable behandelt. In der Mandschurei konnte sie nichts leisten, weil die Japaner selten Kavallerie hatten und höchstens manchmal eine Patrouille abzufangen war. Die Aufklärungversuche mißlangen fast ausnahmelos. Weil das Oberkommando von der japanischen Armee nichts wußte und weder über einen sorgsam organisirten Kundschafterdienst noch über das zur Aufklärung geeignete Personal verfügte, wurden schließlich, als alle präzisen Nachrichten über die Bewegungen des Feindes fehlten, die gewaltsamen Rekognoszirungen nöthig, mit denen die Generale Mischtschenko und Rennenkampf beauftragt wurden. Auch da versagte die Kavallerie, man mußte der feindlichen Infanterie immer mehr russisches Fußvolk entgegenstellen und bald sagten die Infanteristen, nicht ohne begründeten Stolz: Wir besorgen den Aufklärungdienst! Doch darf man nicht glauben, die russische Kavallerie sei schlecht. Ihre Offiziere sind tüchtig; am Besten die Dragoneroffiziere, die, obwohl sie aus guten Familien stammen, meist arm sind, in schlechten Garnisonen liegen, strammen Dienst haben und dadurch gewöhnt sind, für Mannschaft und Pferde pünktlich zu sorgen. Daß es den Gardeoffizieren nicht an moralischem Muth fehlt, bewies schon die Thatsache, daß so viele von ihnen sich freiwillig zum Kriegsdienst meldeten; sie sind auch gut ausgebildet und unterscheiden sich durch ihre militärischen Kenntnisse vortheilhaft von den Kosakenoffizieren, die völlig primitiv geblieben sind. Die ganze Kavallerie zeichnet sich durch ihre Widerstandsfähigkeit aus. Fünf, sechs Tage lang Märsche von fünfzig bis

sechzig Werst: solche Leistung gilt noch als normal. Und ich traf Vorposten, die fünf Tage lang in voller Kampfbereitschaft, Mann und Roß, durchaus frisch geblieben waren.

Der russische Infanterist ist ein Hüne, der mit der Bayonnette umgeht, als wärs eine Feder. Auf diese Körperkraft hoffte man; denn man lebte in mittelalterlichen Vorstellungen und glaubte, auch heute noch würden Schlachten durch das corps-à-corps des Handgemenges entschieden. Vor der Schlacht am Yalu sagte Kuropatkin, nach einer Parade, zu mir: ‚Sind unsere gut genährten, starken Soldaten nicht prächtige Kerle? Jeder von ihnen kanns im Bayonnettekampf mit drei Japanern aufnehmen!‘ Das war vielleicht richtig; nur fehlte die Gelegenheit zur Ausnützung dieser Körperkraft. Die Russen kamen mit völlig falschen Vorstellungen vom modernen Infanteriegefecht auf den Kriegsschauplatz und waren rathlos, als die Japaner ihnen in breiter, dünner Front entgegentraten, die Flügel mit einem Feuergürtel zu umschnüren versuchten und dem Bayonnettekampf auswichen. Als Trost blieb nur der Glaube, daß der Feind immer die Uebermacht habe; und einem übermächtigen Gegner kann man ja mit Ehren das Feld räumen. Also ging man wieder zurück. Als man die Ueberlegenheit der japanischen Gefechtstaktik erkannt hatte, wollte man sie nachmachen: auch dieser Versuch mußte natürlich mißlingen. Die Beobachtung vieler Zusammenstöße hat mich gelehrt, daß es dem russischen Soldaten vor Allem an der Fähigkeit zu selbständigem Handeln mangelt. Wenn er nicht Leute neben sich sieht, die mit ihm die Gefahr theilen, wenn er in der dünnen Feuerlinie sich selbst überlassen ist, verliert er den Kopf. Auch das Offiziercorps ist nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Die Bedürfnißlosigkeit ist eben so auffällig wie der Mangel an militärischer Bildung. Die meisten Infanterieoffiziere sind mit ihrem Los unzufrieden, ohne stärkendes Selbstbewußtsein und sehnen sich nach einem Zustand körperlicher und geistiger Ruhe. Der gemeine Soldat ist stumpfsinnig, doch ernst, geduldig und in passivem Widerstand ein Held. Das Verhältniß der Offiziere zur Mannschaft ist eher patriarchalisch als militärisch zu nennen. Der Anblick marschirender Infanteriekolonnen war nicht erfreulich; es war immer, als wandere eine schleichende Krankheit mit, die sich langsam, doch sicher ihre Opfer aus den Reihen holt. Schon nach der ersten Marschstunde blieben fast jedesmal Leute zurück; und jede neue Stunde mehrte die Zahl dieser aus dem Glied Getretenen. Die zogen dann, allein oder in Trupps, weiter, plünderten wohl auch ein Bischen und suchten gewöhnlich erst abends den Compagnieverband wieder auf, weil sie hoffen durften, dort Etwas zu essen zu bekommen. Der russische Infanterist trägt auf dem Marsch immer mehr Gepäck, als das Reglement vorschreibt. Er stopft, wie ein Hamster, der Alles in seinen Bau schleppt, Alles, was er findet, in seinen Ranzen, Riemen, Schnallen, Fetzen aller Art, die überflüssigsten Dinge; vielleicht, denkt er, kann mans doch irgendwann einmal gebrauchen.

Das Menschen- und Pferdematerial der Artillerie ist gut; hier sind auch die Offiziere tüchtig und intelligent. Nur ist die Ausbildung nicht einheitlich; und die Artillerie hat mit den anderen Waffengattungen nicht die gehörige Fühlung. Generalstab und Oberkommando kannten ihre eigene Artillerie nicht genau und wußten auf dem Kriegsschauplatz deshalb nichts Rechtes mit ihr anzufangen. Wußten auch nicht, daß ein Sieg heutzutage nur zu erringen ist, wenn Infanterie und Artillerie als ein untrennbarer Organismus zusammenwirken. Die Artillerie erfuhr den Gefechtsplan nicht und mußte auf eigene Rechnung und Gefahr kämpfen. Oft suchten treffliche Batterieführer sich selbst ihr Ziel, ohne dabei ahnen zu können, ob das Feuer ihrer Geschütze dem Schlachtzweck überhaupt diene. Eine große Geschicklichkeit hat die russische Artillerie in der Maskirung ihrer Stellungen gezeigt; sie ist auch tapfer, ausdauernd und erträgt mit stoischer Ruhe alle

Strapazen. Die japanische Artillerie hatte nicht die richtige, der Taktik des Gegners angepaßte Munition: deshalb war ihre Treffsicherheit so gering; dabei ist allerdings auch die in modernen Kriegen übliche Größe der Schußdistanz zu bedenken. Die russischen Sappeurs verdienen für das von ihnen Geleistete die höchste Anerkennung.

Daß die russische Armee, die im Einzelnen so Vorzügliches leistet, nicht siegte, hat mehr als einen Grund. An der Spitze stand nicht der richtige Feldherr, nicht der Mann, der, als echter Soldatenführer, Energie mit Vorsicht, Wagemuth mit Ueberlegung vereint. Die Erziehung der Truppen war ungenügend; deshalb geriethen sie oft in Lagen, in denen sie sich gar nicht zurechtzufinden vermochten. Mehr als alles Andere aber fehlte die Begeisterung, ohne die ein modernes Volksheer unfähig zur höchsten Leistung ist; es war nicht gelungen, den Patriotismus für diesen Krieg zu entflammen. Der Hurraruf, den wir auf den mandschurischen Schlachtfeldern hörten, hatte nicht den hellen Klang, den Suworow einst aus der Kehle seiner Leute hervorzuzaubern vermochte; er klang um eine Tonschwingung tiefer als das Banzai der Japaner und wurde von ihm deshalb übertönt."

Die Darstellung des österreichischen Offiziers wirkt wie ein gutes Portrait: auch ohne den dargestellten Gegenstand zu kennen, fühlt man, daß er in den wichtigsten Wesenszügen getroffen ist. Freilich fehlte dem Russenheer ein Suworow. Der Mann, der Lesghier, Polen, Türken, Franzosen schlug, Pugatschew niederwarf, Ismail und Praga stürmte, in fünf Monaten Oberitalien vom Feind säuberte und dann noch den ungeheuer beschwerlichen Marsch durch die Schweiz anzutreten und bis ins Rheinthal fortzusetzen vermochte, hätte selbst im schwierigen mandschurischen Gelände seinem Heer eine höhere Leistung abgerungen. Aber fiel nicht auch er, der nach seinen Siegen Fürst und Generalissimus geworden war, in Ungnade, weil er nicht jedem kindischen Wunsch des Gossudars blind gehorcht hatte? Sein Denkmal erzählt, in Peters Stadt, russischen Generalen eine traurige Geschichte; auch eine alte, die ewig neu bleibt. Wer weiß denn, was dem Generalissimus diesmal vom Genie Nikolais und seiner Sippe angesonnen ward? Kuropatkin konnte nicht viel durchsetzen; nicht einmal Stoessel aus Port Arthur beseitigen. Und da die Seefestung nicht mehr zu entsetzen, die in die Mandschurei nachgeschobene Armee für den Kampf gegen die Japaner zu schwach und zu schlecht ausgebildet war: was blieb? Warten und die Verlustgefahr so eng wie möglich begrenzen. Sicher ist Kuropatkin kein Feldherr von fortreißender Persönlichkeit, kein Mann der Initiative; und er hat namentlich wohl bei Mukden zu lange vor dem Einsatz der ganzen Wehrkraft gezagt. Großes aber konnte er nicht wagen. Ein Sieg hätte ihm Lob und Gunst, doch dem Heer nur geringen materiellen Vortheil eingetragen; eine schwere Niederlage aber den Leib dieses bunten Heeres unheilbar zerfetzt. Sein Plan war, zu warten, bis die Ostseeflotte den Verkehr zwischen Japan und dem Festland sperren konnte und bis der in der Kriegstechnik zurückgebliebenen Armee wenigstens die numerische Uebermacht sicher war. Daß die Flotte in der Tsushimastraße das Grab ihrer Hoffnungen fand, war nicht seine Schuld; sein Verdienst aber, daß bei Tielin fast sechshunderttausend gut genährte Soldaten unter Lenjewitschs Kommando versammelt waren, als die bittere Nothwendigkeit den Kaiser zum Friedensschluß drängte. Die Offensive wäre möglich geworden, wenn die Treulosigkeit der pariser Regirung Roschdestwenskijs als Schreckgespenst wirksame, als Waffe unbrauchbare Flotte nicht ins Verderben getrieben hätte. Diese Stunde, für die Kuropatkin seine Truppen geschont hatte, schlug nicht. Für Portsmouth aber wäre selbst dem klugen Witte kein Trumpf übrig geblieben, wenn der Feldherr das Heer nutzlos geopfert hätte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Firma **German & Günther, Berlin W.57**, Potsdamerstr. 64 hat die Generalvertretung des in Deutschland neu eingeführten Getränks **„Byrrh"** übernommen. **„Byrrh"** ist 82 mal auf ersten Ausstellungen prämiiert, hat infolge seines Wohlgeschmacks in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden und wird als Stärkungsmittel und als appetiterregend für Rekonvalescenten und Kranke sehr geschätzt. (S. Inserat in heutiger Nummer.)

Zur gefl. Beachtung!
Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der **Archiv-Gesellschaft, Berlin W.-Schlachtensee** über das in deren Verlage erscheinende
Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie.
Wir bitten dieser Ankündigung freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Archiv
für
Rassen- und Gesellschafts-Biologie
einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene.

Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

Herausgegeben von

Dr. med. **Alfred Ploetz** in Verbindung mit Dr. jur. **A. Nordenholz** (München), Professor Dr. phil. **Ludwig Plate** (Berlin) und Dr. jur. **Richard Thurnwald** (Berlin).

Redigirt von

Dr. A. Ploetz, Schlachtensee bei Berlin, und Dr. E. Rüdin, Berlin SW. 12, Wilhelmstr. 42.

Verlag der Archiv-Gesellschaft in Berlin SW. 12, Wilhelmstr. 42.

Das Wachsen biologischer Einsicht in den letzten Jahrzehnten hat dazu Veranlassung gegeben, auch die Grundlagen der menschlichen Gruppierungen, seien sie rassenhafter oder gesellschaftlicher Natur, einer biologischen Betrachtung zu unterziehen. Wie es bei wissenschaftlichem Neuland gewöhnlich der Fall ist, sind neben den wenigen grundlegenden Arbeiten von Forschern zahlreiche Arbeiten von Laien veröffentlicht worden, bei denen häufig weder die geschickte Abfassung, noch das reichliche Tatsachenmaterial, noch auch wertvolle Anregungen über das mangelhafte Beherrschen des Stoffs und der wissenschaftlichen Methode hinwegtäuschen können, und die deshalb auch nicht imstande sind, einen festen Erkenntnisgrund zu legen, auf dem ernsthaft weitergebaut werden könnte.

Da bei der großen Wichtigkeit der hierher gehörenden Probleme für die Wohlfahrt der Familien und des gesamten Volkes solche Arbeiten nicht nur einem großen Interesse begegnen, sondern infolge ihres pseudowissenschaftlichen Charakters auch einen großen Einfluß ausüben, erscheint es an der Zeit, dem gegenüber die strenger wissenschaftlichen, leider bis jetzt meist in vielen Fachzeitschriften zerstreuten Arbeiten in einer Zeitschrift als Originalien oder Referate zu sammeln und sie so allen denen zugänglich zu machen, die keine Zeit oder Gelegenheit haben, die wissenschaftliche Presse vieler Einzelfächer zu verfolgen.

Aber nicht nur um Sammlung handelt es sich, sondern auch um gegenseitige Anregung. Zahlreiche tüchtige Untersuchungen allgemein-biologischer, medizinischer, anthropologischer, soziologischer, nationalökonomischer, juristischer, historischer und verwandter Art kommen zwar mit unserem Thema in nahe Berührung, aber es fehlt ihnen entweder die bewußt ausgesprochene Beziehung darauf, oder sie entbehren einiger letzter experimenteller oder logischer Zwischenglieder, um die direkte Verwertung für Rassen- und Gesellschafts-Biologie zu erlauben.

Da dieser Zweig der Wissenschaft noch sehr jung ist, wollen wir einige orientirende Bemerkungen beifügen.

Rassenbiologie ist die Lehre vom Leben und von den inneren und äußeren Lebens- und Entwicklungs-Bedingungen der Rasse und, da man die **Rassenhygiene** mit einbeziehen muß, auch die Lehre von den optimalen Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen der Rasse. Das Wort Rasse ist in diesem Zusammenhange nicht gleichsinnig mit morphologischer Varietät (Systemrasse), sondern die Bezeichnung für den mehr physiologischen **Begriff einer durchdauernden Lebens-Einheit,** gebildet durch die Zusammenfassung der dafür notwendigen und mitwirkenden ähnlichen Individuen. Da das Einzelleben abstirbt, und ein Dauerleben erst zustande kommt durch das Ineinandergreifen der Individuen bei der Fortpflanzung oder durch ihren gegenseitigen Ersatz bei Vernichtungen durch äußere Einflüsse, kann erst eine nach oben und unten begrenzte Vielheit von Individuen eine Erhaltungs- und Entwicklungs-Einheit des Lebens bilden, die wir eine Rasse im biologischen Sinne des Wortes nennen, ein Sinn, der in der Tat schon Darwinschen Anwendungen des Wortes zugrunde liegt. Solcher (Vital-) Rassen gibt es im Tier- und Pflanzenleben zahllose. Wieviele wir beim Menschen unterscheiden müssen, ob eine oder mehrere, harrt noch der Entscheidung.

Die allgemeinen biologischen Gesetze der Variabilität, der Vererbung und der Selektion als den Faktoren der Erhaltung und Entwicklung aller Rassen, handle es sich um Menschen, Tiere oder Pflanzen, Gesetze, wie sie von Darwin und Wallace begründet, von Haeckel, Galton, Weismann, Roux, de Vries und anderen Forschern nach z. T. verschiedenen Richtungen weiter entwickelt wurden, müssen der ferneren Diskussion unterworfen bleiben. Die **Abstammungslehre und die mit ihr zusammenhängenden Fragen (Variabilität, Vererbung, Selektion, Lamarckismus, die Lehre Weismanns, Vitalismus** usw.) sollen gebührende Berücksichtigung erfahren.

Speziell beim Menschen gehören in die Rassenbiologie alle Betrachtungen über **Geburten- und Sterbeziffer, Aus-, Ein-, sowie Binnen-Wanderung und daraus resultirende quantitative und qualitative Veränderungen der Rasse, über Fortpflanzung, Variabilität und Vererbung (Genealogie), über Kampf ums Dasein, Auslese und Panmixie, über wahllose Vernichtung und kontraselektorische Vorgänge (Kriege, Schutz der Schwachen), über direkte Umwandlung durch Umgebungseinflüsse wie Klima, Bodenbeschaffenheit, Ernährung, soziale und wirtschaftliche Einflüsse usw., über die Ungleichheit der etwaigen verschiedenen Rassen oder der Unterrassen in bezug auf Entwicklungshöhe, über ihren Kampf ums Dasein gegeneinander, sowie über die**

aus allen diesen Faktoren sich ergebenden Konsequenzen für die Erhaltung und Entwicklung einer Rasse.

Zur **Rassenhygiene** gehören zunächst alle Versuche, ihr Ziel wissenschaftlich festzustellen, sodann aber die Herstellung aller von diesem Ziel ausgehenden Kausalketten bis zu beherrschbaren materiellen und psychologischen Faktoren unserer Gegenwart, mögen sie die Einzelnen, die Familie (Fortpflanzungshygiene), Gesellschaften oder Staaten betreffen, mit allen ihren Ausstrahlungen auf Moral, Recht und Politik.

Ein anderes als die Rasse ist die Gesellschaft. Gesellschaften bilden sich nicht nur innerhalb einer Rasse, sondern oft treten Glieder verschiedener Rassen, ja verschiedener Tierfamilien und -Klassen zu Gesellschaften zusammen. Auch beim Menschen decken sich Gesellschaften und Rassen keineswegs (Neger und Weiße in den Vereinigten Staaten, andrerseits die weiße Rasse in verschiedenen Staaten: Schweden, Norwegen, Dänemark usw.). Die gesellschaftlichen Organisationen erscheinen als ein Konkurrenzmittel der Rassen im Kampf ums Dasein, die Rassenzusammensetzung als mitentscheidend im Kampf ums Dasein der Gesellschaften. Gesellschaft und Rasse sind unter den Menschen zwei vielfach in- und durcheinander geschobene Gruppirungen die sich stark gegenseitig beeinflussen.

Nun hat aber auch die Gesellschaft eine biologische Grundlage, mindestens durch die Individuen, die sie bilden, und baut ihre Funktionen auf die Organtätigkeiten dieser Individuen auf. Somit muß es auch biologische Bedingungen der Erhaltung und Entwicklung einer Gesellschaft geben, also auch optimale für ihre sicherste Erhaltung und beste Form (Gesellschafts-Hygiene), die ebenfalls noch der wissenschaftlichen Diskussion offen sind.

Die **Gesellschaftslehre** entnimmt der Biologie deren Grundtatsachen und Gesetze, um dafür zum Vorstellungskreis der letzteren ihre eigenen Ergebnisse über die Voraussetzungen, Gesetzlichkeiten und Formen der Assoziation unter den Lebewesen, vor allem aber den höchst organisirten Lebewesen, den Menschen, hinzuzutun. Unter Ablehnung falscher Analogie-Spielereien und kritikloser Übertragung eigenartiger und verwickelter anatomischer und physiologischer Verhältnisse und Vorgänge bestimmter Arten von Lebewesen auf die menschliche Gesellschaft, kommt es uns auf die Aufdeckung der wirklich allen assoziativen Bildungen gemeinsamen Prinzipien und der identischen Gesetze an. Die Vergesellschaftungen der Organismen verdanken den allgemeinen Faktoren alles organischen Werdens ihre Entstehung, entwickeln ihre eigenen Organe zur Vollziehung der gesellschaftlichen Funktionen und schaffen sich einen komplizirten Organismus, vermöge dessen die verschiedenen Aktions-Zentren und -Instanzen innerhalb des gesellschaftlichen Körpers zu der durch das gesellschaftliche Verhältnis bedingten Einheitlichkeit ihres Zusammenwirkens gelangen. Dabei treten als Grundprobleme heraus: **die biologischen Prinzipien der Gesellschaftsbildung überhaupt; das gegenseitige Verhältnis der individuellen Elemente zur Gesamtgesellschaft und zu deren eigentümlichem Organ, dem Staat; die Technik des innergesellschaftlichen Zusammenspiels; die Reibungen und Konflikte innerhalb des gesellschaftlichen Organismus** und damit die modifizirte Bedeutung, welche Lebenskonkurrenz und Auslese dadurch

erhängen, daß sie nicht mehr isolirte, sondern untereinander gesellschaftlich verknüpfte, in gegenseitiger Abhängigkeit und Ergänzung befindliche Individuen betreffen.

Des weiteren gilt es die **Verwertung der biologisch-evolutionistischen Erkenntnisse für die praktischen Bedürfnisse von Gesellschaft und Staat;** für die Beurteilung der auf die Wohlfahrt und den Schutz der schwachen Individuen gerichteten Tätigkeit von Staat und Gemeinde sowie privater Vereinigungen; für die Fragen des Laisser faire und des Interventionsprinzips, des Freihandels und Schutzzolls, überhaupt der Völkerkonkurrenz und ihrer Bedeutung für Gesellschaft und Rasse.

Nicht weniger als die allgemeine Gesellschaftslehre fordern auch die sozialen Sonderwissenschaften die Anwendung biologischer Gesichtspunkte. In der **Sozial- und Nationalökonomie** ist die Einseitigkeit einer ausschließlich historischen, auf die Beschreibung der Außenerscheinung der wirtschaftlichen Prozesse, sowie auf bloße Anhäufung empirischen Rohmaterials gerichteten Behandlungsweise durch die Wiedereinführung allgemeinerer Standpunkte zu mildern: die Befruchtung des ökonomischen Vorstellungskreises durch die Ideen der modernen Naturwissenschaft erweist sich als ein geeignetes Mittel, um zu den tieferen Kausalzusammenhängen des wirtschaftlichen Geschehens zu gelangen und um das Bleibende und im geschichtlichen Wechsel Beharrende herauszuheben.

Ebenso haben die **Rechts-, Staats- und Verwaltungswissenschaft, die allgemeine politische und die Kulturgeschichte,** sowie überhaupt alle zum Gesellschaftsleben in Beziehung tretenden Disziplinen aus der gehörigen Berücksichtigung der biologischen und rassewissenschaftlichen Ergebnisse, aus ihrer direkten Beziehung auf die Entwicklung von Rasse und Gesellschaft neues Licht und neue Wendungen zu erwarten.

Schließlich bietet die moderne naturwissenschaftlich-biologische Anschauung auch der **Moral-Philosophie** neue Ausgangspunkte dar, deren Tragweite für unsere grundsätzliche Auffassung, für unser Tun und Lassen, für Gesetzgebung und Politik von gar nicht zu überschätzender Bedeutung ist. —

Aus dieser kurzen Skizzirung des Inhalts von Rassen- und Gesellschafts-Biologie geht hervor, wie zahlreiche Hilfswissenschaften herangezogen werden müssen: nahezu sämtliche Zweige der Naturwissenschaft, sowohl der exakten, da Chemie und Physik für viele biologische Fragen grundlegend sind, wie der biologischen, Physiologie und Morphologie einschließlich der phylo- und ontogenetischen Entwicklungsgeschichte der Pflanzen, Tiere und besonders des Menschen. Speziell die Anthropologie und Medizin werden im weitesten Umfang berücksichtigt werden müssen. Die Psychologie ist als Grundlage mancher Probleme der Gesellschafts- und der Rassenbiologie ebensowenig zu entbehren als die historischen und die Sprach-Wissenschaften. Wegen der großen Wichtigkeit dieser Hilfswissenschaften will sich das Archiv bemühen, auch die allgemeinen Fortschritte derselben, soweit sie für unser Gebiet von Bedeutung sind, den Lesern zugänglich zu machen.

Kulturelle und politische Ereignisse, Agitationen und Tendenzen von hervorragend großer Tragweite für unser Gebiet sollen registrirt und in ihrer Bedeutung gewürdigt werden.

Wir verwahren uns dagegen, das Archiv von vornherein für eine bestimmte wissenschaftliche, sozial- oder rassenpolitische Richtung festzulegen. Alle Richtungen sind willkommen, soweit ihre Ausführungen in wissenschaftlichem Geiste gehalten sind. Der sachlichen Diskussion soll Spielraum gewährt werden.

Wir werden uns bemühen, die Darlegungen des Archivs möglichst frei von speziellen Fachwendungen zu halten, ist doch hier gegenseitige Verständigung verschiedener Fächer nötig, um wissenschaftliche Fortschritte herbeizuführen.

Zahlreiche hervorragende Gelehrte der verschiedensten Zweige der Wissenschaft haben Beiträge geliefert oder ihre Mitwirkung zugesagt.

Das Archiv erscheint in jährlich 6 Heften, jedes im Umfang von etwa 8—10 Bogen groß Oktav. Der Abonnementspreis beträgt für das Jahr 20 Mark, für das Halbjahr 10 Mark, der Preis eines Einzelheftes 4 Mark. Das Archiv kann bei jeder Buchhandlung oder bei der Post oder direkt durch Postanweisung beim „Verlag der Archiv-Gesellschaft", Berlin SW. 12, oder auch durch einfache Mitteilung an den Verlag bestellt werden; in letzterem Falle erfolgt die Erhebung des Abonnements-Betrages durch Nachnahme.

Berlin, Herbst 1905.

Die Herausgeber.

——— 1. Jahrgang. 1904. ———

Inhalt des 1. Heftes.

und moderne Schädel aus Pfünz bei Eichstätt; Seggel, Verhältnis von Schädel- und Gehirnentwicklung zum Längenwachstum des Körpers; V. Barteletti, Sugli individui a capelli rossi; Gentz, Die Mischlinge in Deutsch-Südwestafrika; E. Bälz, Zur Psychologie der Japaner; W. Böhmert, Die Bevölkerung nach Geburtsmonaten; G. Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung; A. Forel, Hygiene der Nerven und des Geistes; W. Erb, Bemerkungen über die Folgen der sexuellen Abstinenz; M. Gruber, Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?; M. Becker, Kaerger, E. Lorini, Zur neuesten nationalökonomischen Literatur über Argentinien.

Inhalt des 2. Heftes.

Prof. **L. Plate.** Reinkes Einleitung in die theoretische Biologie. — Dr. **Chr. v. Ehrenfels,** Prof. d. Philos. in Prag. Zur Frage des Selektionswertes kleiner Variationen. — Prof. **L. Plate.** Einige Bemerkungen zu vorstehendem Aufsatz. — Dr. **Rud. Michaelis,** Geh. San.-Rat in Bad Rehburg. Die erbliche Beanlagung bei der menschlichen Tuberkulose. — Dr. **Ferd. Hueppe,** Prof. d. Hyg. in Prag. Die Entstehung der Infektionskrankheiten. — Dr. **Ben. Friedlaender,** Bemerkungen zum Artikel Rüdins über die Homosexuellen. — Dr. med. **E. Rüdin.** Erwiderung. — Dr. **A. Ploetz.** Die Bedeutung des Alkohols für Leben und Entwicklung der Rasse. — Dr. **Conr. Bornhak,** Prof. f. Staatsrecht in Berlin. Der Einfluß der Rasse auf die Staatsbildung. — Dr. jur. **E. Harmening.** Die Entwicklung der Industrie zum Trust.

Kritische Besprechungen und Referate von Prof. Dr. **L. Plate,** Dr. **A. Nordenholz,** Dr. **W. Claassen,** Dr. **B. Wandollek,** Dr. **E. Rüdin,** Dr. **E. Abderhalden** und **C. Michaelis** über: Matzat, Philosophie der Anpassung; Krašan, Über die individuelle und spezifische Gestaltung in der Natur; Pauly, Wahres und Falsches an Darwins Lehre; Lauterborn, Formenkreis von Anuraea cochlearis, ein Beitrag zur Kenntnis der Variabilität; Bölsche, Die Abstammung des Menschen; Breitenbach, Ernst Haeckel, ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit; v. Buttel-Reepen, Die stammesgeschichtliche Entstehung des Bienenstaates; Schwalbe, Die Vorgeschichte des Menschen; Fahlbeck, Der Adel Schwedens; Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien; Rietz, Das Wachstum Berliner Schulkinder; Barclay; Birthrate and deathrate in New-Zealand; v. Bunge, Die zunehmende Unfähigkeit der Frauen, ihre Kinder zu stillen, Ursachen, Verhütung; v. Bunge, Alkoholismus und Degeneration; Rawitz, Urgeschichte, Geschichte und Politik. — Notiz von Dr. **W. Claassen:** Zur Vitalstatistik des russischen und japanischen Volkes.

Inhalt des 3. Heftes.

Dr. **V. Haecker,** Prof. d. Zool. an d. Polyt. Stuttgart. Über die neueren Ergebnisse der Bastardlehre und ihre Bedeutung für die praktische Tierzucht. — Dr. **Chr. v. Ehrenfels,** Prof. d. Philos. an d. Univ. Prag. Nochmals: Zur Frage des Selektionswertes kleiner Variationen. — Dr. **W. v. Hoffmann,** pr. Arzt in Altendorf. Zur Frage des Selektionswertes kleiner Variationen. — Dr. **E. Ballowitz,** Prof. d. Anat. an d. Univ. Greifswald. Über hyperdaktyle Familien und die Vererbung der Vielfingrigkeit. — Dr. **F. Hueppe,** Prof. der Hygiene a. d. Univ. Prag. Hygiene und Serumforschung. — Dr. **F. Ratzel,** Prof. d. Geogr. an d. Univ. Leipzig. Die geographische Methode in der Frage nach der Urheimat der Indogermanen. — Dr. **A. Nordenholz.** Zur Theorie des Kapitals. 1. Das Kapital als Kostenfaktor. — Prof. Dr. **Th. Achelis** in Bremen. Ethik und Deszendenztheorie. — Dr. **F. Dahl,** Prof. d. Zool. an d. Univ. Berlin. Deszendenztheorie und Schule. — Prof. Dr. **L. Plate.** Professor Dahl und die Abstammungslehre in der Schule.

Kritische Besprechungen und Referate von Prof. Dr. **L. Plate**, Dr. **v. Buttel-Reepen**, Prof. Dr. **H. E. Ziegler**, Dr. **A. Bluhm**, Dr. **E. Rüdin**, Dr. **A. Ploetz**, **Curt Michaelis**, Dr. **J. Hamburger** und Dr. **A. Nordenholz** über: Wundt, Naturwissenschaft und Psychologie; Ettlinger, Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie; Stölzle, Köllikers Stellung zur Deszendenztheorie; Schneider, Über den heutigen Stand der Deszendenztheorie; Krisis des Darwinismus, Vorträge und Besprechungen von Kassowitz, Wettstein, Hatschek, v. Ehrenfels, Breuer; Rabl, Über die züchtende Wirkung funktioneller Reize; Rosa, Die progressive Reduktion der Variabilität und ihre Beziehungen zum Aussterben und zur Entstehung der Arten; Ziegler, Der Begriff des Instinktes einst und jetzt; Forel, Über Polymorphismus und Varietäten bei den Ameisen; Lustig, Ist die für Gifte erworbene Immunität vererbbar? Hegar, Korrelation der Keimdrüsen und Geschlechtsbestimmung; Pittard, Les Skoptzy; Plehn, Die akuten Infektionskrankheiten bei den Negern der äquatorischen Küsten Westafrikas; Kraemer, Weltall und Menschheit; Metschnikoff, Studien über die Natur des Menschen; Ruppin, Darwinismus und Sozialwissenschaft; Bachmann, Eine Gebrechenstatistik für das Deutsche Reich; Breitung, Die sozialpolitische Bedeutung der Volkshygiene; Wolff-Thüring, Philosophie der Gesellschaft. — **Notizen**: Der Fortgang deutscher Ansiedlungen in Westpreußen und Posen. — Jüdische Auswanderung aus Galizien. — Die Juden in den Vereinigten Staaten v. Amerika. — Rassenpolitik der australischen Arbeiter.

Inhalt des 4. Heftes.

Inhalt des 5. Heftes.

Inhalt des 6. Heftes.

Kritische Besprechungen und Referate von Prof. Dr. L. Plate, Dr. v. Buttel-Reepen, Dr. Rich. Weinberg, Dr. E. Rüdin, Dr. Agnes Bluhm, Dr. E. Abderhalden über: Weismann, Vorträge über Deszendenztheorie; Guenther, Der Darwinismus und die Probleme des Lebens; Bateson, Über Vererbung und das Mendel'sche Spaltungsgesetz; Tschermak, Lehre von den formbildenden Faktoren; Rob. Müller, Jahrbuch der Pflanzen- und Tierzüchtung; Kraemer, Weltall und Menschheit (Foerster, Weule, Marshall, Marcuse); Spitzka, Hereditary resemblances in the brains of three brothers; Worobjow, Anthropologie der großrussischen Frau; Elkind, Die Juden; ten Kate, Zur Psychologie der Japaner; Poncet u. Leriche, Nanisme ancestral; Näcke, Wert der Degenerationszeichen; Hackl, Anwachsen der Geisteskranken; Schallmayer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker; Friedländer, Renaissance des Eros Uranios; Trüper, Psychopathische Minderwertigkeiten als Ursache von Gesetzesverletzungen Jugendlicher; Bré, Staatskinder oder Mutterrecht? Juliusburger, Gegen den Alkohol; Beckenhaupt, Bedürfnisse und Fortschritte des Menschengeschlechts. — **Notizen:** Ausbreitung der Polen in Preußen (Thurnwald); Meinungen über den tüchtigsten Volksstamm (Ploetz); Die amerikanischen Arbeiter gegen die japanische Einwanderung.

Ausführliches Autoren- und Sachregister.

---

2. Jahrgang. 1905.

Inhalt des 1. Heftes.

Dr. **C. Keller**, Prof. d. Zool. in Zürich. Die Mutationstheorie von de Vries im Lichte der Haustier-Geschichte. — Dr. **H. v. Buttel-Reepen** in Oldenburg i. Gr. Soziologisches und Biologisches vom Ameisen- und Bienenstaat. Wie entsteht eine Ameisenkolonie? — Dr. med. **Wilh. Schallmayer** in München. Die soziologische Bedeutung des Nachwuchses der Begabten und die psychische Vererbung. — Dr. **Hugo Meisner**, Generalarzt in Berlin. Isocephalie und Degeneration. — Dr. jur. **A. Nordenholz** in Jena. Das Kapital als Verteilungsfaktor und die Formbildung der Produktion.

Kritische Besprechungen und Referate von Prof. Dr. **L. Plate**, Dr. **H. von Buttel-Reepen**, Dr. **E. Abderhalden**, Dr. **R. Weinberg**, Dr. **H. Lundborg**, Dr. **J. Goldstein**, Dr. **E. Rüdin** über: Reinke, Der Neovitalismus und die Finalität in der Biologie; Klaatsch, Grundzüge der Lehre Darwins; May, Goethe, Humboldt, Darwin, Haeckel; Korschelt und Heider, Vergleichende Entwicklungsgeschichte der wirbellosen Tiere; Sterne-Bölsche, Werden und Vergehen; Engelmann, Experimentelle Erzeugung zweckmäßiger Änderungen der Färbung pflanzlicher Chromophylle durch farbiges Licht; Engelmann, Über Vererbung künstlich erzeugter Farbenänderungen an Oscillatorien; Gaidukow, Einfluß farbigen Lichts auf die Färbung lebender Oscillarien; Karplus, Über Familienähnlichkeiten an den Großhirnfurchen des Menschen; Bartels, Rassenunterschiede am Schädel; Lange, Geschlechter; Piot, Question de la dépopulation en France; Piot, La dépopulation, enquête personnelle; Turquan, Contribution à l'étude de la population et de la dépopulation; Cauderlier, Les lois de la population et leur application; Cauderlier, Les lois de la population en France; Michaelis, Prinzipien der natürlichen und sozialen Entwicklungsgeschichte des Menschen; Thal, Sexuelle Moral. — **Notizen:** Kreuzungsgesetze?; Der Albinismus in Sizilien und das Mendelsche Gesetz; Zum Wettbewerb der weißen und schwarzen Rasse in den Verein. Staaten von Amerika; Zum Streik der Kohlenarbeiter im Ruhrgebiet; Bund für Mutterschutz.

Inhalt des 2. Heftes.

Prof. Dr. **Aug. Forel** in Chigny bei Morges. Richard Semons Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens. — Dr. **Rich. Weinberg**, Privatdoz. für Anthropologie in Dorpat. Zur Theorie einer anatomischen

Rassensystematik. — Dr. med. **Otto Diem** in Herisau. Die psycho-neurotische erbliche Belastung der Geistesgesunden und der Geisteskranken. I. Teil. — Dr. **Friedr. Prinzing** in Ulm. Die kleine Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts in den Kulturstaaten und ihre Ursachen. I. Teil. — Diskussion Beckenhaupt-Abderhalden. — Diskussion Hentschel-Ploetz.

Kritische Besprechungen und Referate von Prof. Dr. **L. Plate**, Dr. **H. von Buttel-Reepen**, Prof. Dr. **Aug. Forel**, Dr. **E. Rüdin**, Dr. med. **Agnes Bluhm**, Dr. jur. **A. Elster**, Dr. **W. Claassen**, Dr. **R. Thurnwald** und Dr. **A. Nordenholz** über: Haeckel, Die Lebenswunder; Wasmann, Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie; Rhumbler, Zellenmechanik und Zellenleben; Detto, Die Theorie der direkten Anpassung; Semon, Über die Erblichkeit der Tagesperiode; Ammon, Beiträge zur Erforschung der Vererbung und Auslese beim Menschen; Walcher, Entstehung von Brachy- und Dolichocephalie durch willkürliche Beeinflussung des kindlichen Schädels; Prinzing, Verbreitung der Tuberkulose in den europäischen Staaten; Gruber, Tuberkulose und Wohnungsnot; Weicker, Tuberkulose-Heilstätten-Dauererfolge; Hueppe, Zur Sozialhygiene der Tuberkulose; Baumgarten, Bekämpfung der Tuberkulose; Senator und Kaminer, Krankheiten und Ehe; Gruber, Hygienische Bedeutung der Ehe; Orth, Ererbte und angeborene Krankheiten und Krankheitsanlagen; Kraus, Blutsverwandtschaft in der Ehe und deren Folgen für die Nachkommenschaft; Lesser, Verhütung und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; Eberstadt, Wohnungswesen; Dade, Die landwirtschaftliche Bevölkerung des Deutschen Reichs; Bauer, Der Zug nach der Stadt und die Stadterweiterung; Bonne, Notwendigkeit einer systematischen Dezentralisation unserer Großstädte; v. Reusner, Gemeinwohl und Absolutismus. — **Notizen:** Der Entwicklungsgang der menschlichen Ernährung; Eine anthropologische Untersuchung der unteren ländlichen Klassen Chiles; Die Unfruchtbarkeit der Ehen; Mißstände im Geschlechtsleben und Wohnungsreform; Industriezentren als Sammelpunkte der Nationalitäten; Über die wirtschaftliche Bedeutung minderwertiger Einwanderung; Bund für Mutterschutz.

Inhalt des 3. Heftes.

Dr. **Konrad Guenther**, Privatdoz. d. Zool. in Freiburg i. B. Zur geschlechtlichen Zuchtwahl. — Dr. **Otto Diem**, prakt. Arzt in Herisau. Die psycho-neurotische erbliche Belastung der Geistesgesunden und der Geisteskranken. Eine statistisch-kritische Untersuchung auf Grund eigener Beobachtungen (Schluß). — Dr. **Friedr. Prinzing** in Ulm. Die kleine Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts in den Kulturstaaten und ihre Ursachen (Schluß). — Dr. **Karl Sapper**, Prof. d. Geographie in Tübingen. Die Zukunft der mittelamerikanischen Indianerstämme. — Dr. **Hans Fehlinger** in Wien. Das Einwanderungsproblem in den Vereinigten Staaten.

Kritische Besprechungen und Referate von Dr. **E. Rüdin**, Dr. **M.** Gräfin **von Linden**, Dr. **E. Abderhalden**, Dr. **R. Thurnwald**, Dr. **W. Claassen**, Dr. **A. Ploetz**, Dr. **H. Meisner**, Dr. **A. Nordenholz** und Dr. **H. v. Buttel-Reepen** über: May, Ansichten über die Entstehung der Lebewesen; Pictet, L'influence de la nourriture sur les chenilles et sur le sexe de leurs papillons; L'influence de la nourriture des chenilles sur le développement de leurs papillons; Variations des papillons provenant de l'alimentation de leurs chenilles et de l'humidité; Hellsten, Einfluß von Alkohol, Zucker und Tee auf die Leistungsfähigkeit des Muskels; Müller, P. Th., Vorlesungen über Infektion und Immunität; Abderhalden, Zur Kenntnis der Ursachen der Hämophilie; Lossen, Die Bluterfamilie Mampel; Grober, Vererbung der Immunität; Kiær, Statistische Beiträge zur Beleuchtung der ehelichen Fruchtbarkeit; Röse, Die Wichtigkeit der Mutterbrust für die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen; Zlocisti, Die Steigerung der Sekretion bei stillenden Müttern; Nyström, Das Geschlechtsleben und seine Gesetze; Weinberg, Das Hirngewicht der Juden; Bing, Über private Wohltätigkeitspflege der Konfessionen; Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen der Sozialen Hygiene und Demographie; Orth, Aufgaben, Zweck und Ziele der Gesundheits-

pflege. Schwiening, Krieg und Frieden; Spielmann, Arier und Mongolen; Hesse, Natur und Gesellschaft; Kuhlenbeck, Natürliche Grundlagen des Rechts und der Politik; Lehmann-Hohenberg, Naturwissenschaft und Bibel; Verworn, Zur Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen; Sundbärg, Land och stad i Sverige. — **Notizen:** Ergänzende Bemerkungen zu Otto Diems Artikel: „Die psychoneurotische erbliche Belastung der Geistesgesunden und der Geisteskranken"; Zur Leistungsfähigkeit der weiblichen Brustdrüse; Unerwünschte Einwanderer in England; Die Ausbreitung der Polen nach Osten; Zur Schillergenealogie; Gesellschaft für Biologie; Gesellschaft für soziale Medizin etc.

Inhalt des 4. Heftes:

Dr. med. **E. Müller de la Fuente.** Ist Weismann widerlegt? — Dr. **J. Jörger,** Direktor der Irrenanstalt Waldhaus-Chur. Die Familie Zero. — Dr. **L. Kuhlenbeck,** Prof. der Rechte, Lausanne. Zur Kritik des Rassenproblems.

Kritische Besprechungen und Referate von Prof. Dr. **L. Plate,** Dr. **C. Detto,** Prof. Dr. **F. Zschokke,** Prof. Dr. **F. v. Wagner,** Dr. **E. Rüdin,** Dr. **Rich. Weinberg,** Dr. **J. Grober,** Dr. **Otto Ammon,** Dr. **H. Meisner,** Dr. **W. Claassen,** Dr. **A. Nordenholz,** Dr. **H. v. Buttel-Reepen,** Dr. **H. Jordan** und Dr. **R. Thurnwald** über: Haeckel, Der Kampf um den Entwicklungsgedanken; Klebs, Willkürliche Entwicklungsänderungen bei Pflanzen; Ostwald, Experimentelle Untersuchungen über Saisonpolymorphismus; Castle u. Allen, The heredity of albinism; Gurwitsch, Morphologie und Biologie der Zelle; Kraemer, Die Kontroverse über Rassenkonstanz und Individualpotenz, Reinzucht und Kreuzung; Lameere, L'évolution des ornements sexuels; Montgomery, The morphological superiority of the female sex; Hess, Vererbung und Disposition bei Augenkrankheiten; Stratz, Naturgeschichte des Menschen; Michaelis, Die jüdische Auserwählungsidee und ihre biologische Bedeutung, mit Nossig, Die Auserwähltheit der Juden im Lichte der Biologie; Brüll, Die Mischehe im Judentum; Kekule v. Stradonitz, Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiet des Staatsrechts und der Genealogie; Mittenzweig, Hirngewicht und Geisteskrankheit; Schüle, Über die Frage des Heiratens von früher Geisteskranken; Priester, Lehren zur Vererbungsgefahr; Heim, Geschlechtsleben des Menschen vom Standpunkt der natürlichen Entwicklungsgeschichte, und Wyss, Gefahren des außerehelichen Geschlechtsverkehrs; Streitberg, Das Recht zur Beseitigung keimenden Lebens; Thal, Mutterrecht; Külz, Zur Hygiene des Trinkens in den Tropen; Vogl, Die wehrfähige Jugend Bayerns; Kuczynski, Ist die Landwirtschaft die wichtigste Grundlage der deutschen Wehrkraft?; Abelsdorff, Die Wehrfähigkeit zweier Generationen mit Rücksicht auf Herkunft und Beruf; Woltmann, Politische Anthropologie; Eleutheropulos, Soziologie; Iwasaki, Das japanische Eherecht; v. d. Goltz, Agrarwesen und Agrarpolitik; Kalischer, Kants Staatsphilosophie; Borgius, Die Ideenwelt des Anarchismus; Kalthoff, Die Entstehung des Christentums. — **Notizen:** Diphtherie-Immunität; Stillvermögen; Zur Entstehungsursache des Krebses; Die Lebensdauer in Stadt und Land und nach Geschlechtern; Koloniale Eingebornen-Politik.

Inhalt des 5. und 6. (Doppel)-Heftes:

Dr. **W. Petersen** in Reval. Über beginnende Artdivergenz. Mit 10 Fig. — Dr. **E. Tschermak,** Prof. d. Bot. in Wien. Die Mendelsche Lehre und die Galtonsche Theorie vom Ahnenerbe. — Dr. **Külz,** Regierungsarzt in Togo. Die hygienische Beeinflussung der schwarzen Rasse durch die weiße in Deutsch-Togo. — Dr. med. **C. Röse** in Dresden. Beiträge zur europäischen Rassenkunde. I. Einleitung. II. Kopf- und Gesichtsform in verschiedenen Lebensaltern. III. Kopf- und Gesichtsmaße beim männlichen und weiblichen Geschlechte. IV. Anthropologische Körpermerkmale und gesellschaftliche Auslese. — Dr. **Stephan,** Marine-Stabsarzt in Berlin. Ärztliche Beobachtungen bei einem Naturvolke. — **Fr. Galton** in London. Entwürfe zu einer Fortpflanzungs-Hygiene (Eugenik). — Geh. Rat Prof. Dr. **Alf. Hegar,** in in Freiburg i. B. Die Verkümmerung der Brustdrüse und die Stillungsnot.

Kritische Besprechungen und Referate von Prof Dr. **F. von Wagner**, Prof. Dr. **L. Plate**, Dr. **M. Hilzheimer**, Dr. **W. Schallmayer**, Dr. **H. Fehlinger**, Dr. **Otto Ammon**, Dr. **E. Rüdin**, Dr. **R. Weinberg**, Dr. **M. Kiessling**, Dr. **P. Träger**, Dr. **R. Thurnwald**, Dr. **H. von Buttel-Reepen** und Dr. **A. Nordenholz** über: Francé, Die Weiterentwicklung des Darwinismus; Hesse, Abstammungslehre und Darwinismus; Metcalf, An outline of the theory of organic evolution; Teichmann, Vom Leben und vom Tode; Ziegler, Die Vererbungslehre in der Biologie; Castle, Heredity of coat characters in guinea-pigs and rabbits; Correns, Experimentelle Untersuchungen über die Gynodioecie; Correns, Ein typisch spaltender Bastard zwischen einer einjährigen und einer zweijährigen Sippe des Hyoscyamus niger; Keller, Naturgeschichte der Haustiere; Hertz, Moderne Rassentheorien; Elwang, The Negroes of Columbia (Missouri); Washington, Up from slavery, an autobiography; Martius, Krankheitsanlage und Vererbung; Matiegka, Über Schädel und Skelette von Santa Rosa; Ploß-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde; Mucke, Das Problem der Völkerverwandtschaft; Žunkovič, Wann wurde Mitteleuropa von den Slaven besiedelt; Schindele, Reste deutschen Volkstums südlich der Alpen; Tille, Der Wettbewerb weißer und gelber Arbeit in der industriellen Produktion; Siefert, Über die unverbesserlichen Gewohnheits-Verbrecher und die Mittel der Fürsorge zu ihrer Bekämpfung; Fürbringer, Sexuelle Hygiene in der Ehe; Havelburg, Klima, Rasse u. Nationalität in ihrer Bedeutung für die Ehe (Rüdin); Senator, Konstitutions-(Stoffwechsel-)Krankheiten und Ehe; Koßmann, Menstruation, Schwangerschaft, Wochenbett, Laktation u. ihre Beziehungen zur Ehe; Waldvogel, Die Gefahren der Geschlechtskrankheiten u. ihre Verhütung; Forel, Die sexuelle Frage; Schallmayer, Beiträge zu einer Nationalbiologie; Hahn, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit; Spann, Die Stiefvaterfamilie unehelichen Ursprungs; Bindewald, Seßhaftigkeit und Abwanderung der weiblichen Jugend des Saalkreises; Schwegel, Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Amerika; Buttlar, Die polnische Frage; Wendorff, Der Kampf des Deutschen und Polen um die Provinz Posen; Ministerium für Landwirtschaft, Denkschrift über die Ausführung des Gesetzes vom 26. April 1886, betreff. die Beförderung deutscher Ansiedlungen in den Provinzen Westpreußen und Posen, für das Jahr 1904; Engelmann, Das Germanentum und sein Verfall; Borgius, Imperialismus; Pfleiderer, Die Entstehung des Christentums; Kistiakowski, Gesellschaft und Einzelwesen. — **Notizen:** Rassenpsychologie und Unfallheilkunde; Unerwünschte Einwanderer in England; Einwanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika; Väter und Söhne im Universitätsstudium Preußens; Fridtjof Nansen über die „Kindstötung" bei den Eskimos; Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; Steuern und Rassenhygiene.

Das 1. Heft des 3. Jahrgangs, Januar-Februar 1906, soll Original-Beiträge enthalten von Geheimrat Dr. **Aug. Weismann,** Professor der Zoologie in Freiburg i. B., Dr. **Harald Westergaard,** Professor für Statistik in Kopenhagen, Sanitätsrat Dr. **Mor. Alsberg** in Kassel, Dr. med. **C. Röse** in Dresden, Professor Dr. **L. Plate** u. a.

Autoren, die ausser den in der Inhaltsangabe enthaltenen noch Beiträge in Aussicht gestellt haben:

Dr. **W. Bateson,** Prof. d. Zool. in Cambridge, Engl.
Dir. Dr. med. **Dom. Bezzola** in Ermatingen.
Dr. **G. Bitter,** Dozent f. Botanik a. d. Univ. Münster.
Geh.-Rat Dr. **E. R. Bierling,** Mitgl. d. preuß. Herrenhauses, Prof. d. Rechte an der Univ. Greifswald.
Dr. **Wilh. Böhmert,** Direktor d. Bremer Statist. Amts.
Dr. **Curt Breysig,** Prof. d. Gesch. a. d. Univ. Berlin.
Dr. **A. Delbrück,** Dir. d. staatl. Irrenanst. in Bremen.
Dr. **K. Dove,** Prof. d. Geographie a. d. Univ. Jena.
Dr. **Eberlein,** Prof. a. d. Tierärztl. Hochsch. in Berlin.
Dr. **S. Ehrmann,** Prof. f. Dermatol. a. d. Univ. Wien.
Dr. **Elsenhans,** Doz. für Philos. in Heidelberg.

Dr. med. **E. Fischer**, prakt. Arzt in Zürich.
Dr. **B. Földes**, Prof. f. Nat.-Ök. in Budapest.
Dr. **Fr. Frech**, Prof. f. Paläontol. a. d. Univ. Breslau.
Dr. **L. Frank**, Dir. d. kant. Irrenanst. Münsterlingen.
Dr. **B. Freudenthal**, Prof. d. Rechte a. d. Akademie Frankfurt a. M.
Dr. **E. Friedrich**, Privatdoz. f. Geogr. a. d. Univ. Leipz.
Dr. **R. Gaupp**, Prof. f. Psychiatr. a. d. Univ. Heidelberg.
Dr. **Paul v. Gizycki**, Stadt- u. Kreisschulinsp. i. Berlin.
Dr. **F. Goldstein** in Berlin.
Dr. **O. Grosser**, Doz. f. Anatomie a. d. Univ. Wien.
Dr. **Max Gruber**, Prof. f. Hyg. a. d. Univ. München.
Dr. **C. Grünberg**, Prof. d. polit. Ökon. a. d. Univ. Wien.
Dr. **A. Gurwitsch**, Doz. f. Anatomie a. d. Univ. Bern.
Dr. **H. Gutzmann** in Berlin.
Prof. Dr. **A. Haas** in Bryn Mawr, Pennsylv.
Prof. Dr. **B. Hagen** in Frankfurt a. M.
Prof. Dr. **C. von Hahn**, russ. Staatsrat, Tiflis.
Dr. **B. Harms**, Doz. f. Nat.-Ök. a. d. Univ. Tübingen.
Dr. **Fritz Hartmann**, Privatdoz. f. Psychiatrie an der Univ. Graz.
Dr. **G. Haug**, Prof. f. Ohrenheilk. a. d. Univ. München.
Dr. **H. Herkner**, Prof. f. Nat.-Ök. in Zürich.
Dr. **Friedr. Hertz** in Wien.
Dr. jur. et phil. **Alb. Hesse**, Doz. f. Nat.-Ök. in Halle.
Prof. Dr. **W. Jerusalem**, Doz. f. Philos. a. d. Univ. Wien.
Dr. **W. Johannsen**, Prof. der Bot. in Kopenhagen.
Alfred Kaiser in Berlin-Charlottenburg.
Dr. **Max Kassowitz**, Prof. d. Kinderheilk. in Wien.
Dr. med. et phil. **H. ten Kate**, Higashiyama, Japan.
Dr. **Wilh. Kaufmann** in Wilmersdorf-Berlin.
Prof. Dr. **W. Kausch**, Privatdoz. f. Chirurg. i. Breslau.
Dr. **Alfr. Kirchoff**, Prof. d. Geogr. a. d. Univ. Halle.
Dr. **Fr. Kleinwächter**, Prof. f. Nat.-Ök. in Czernowitz.
Dr. **H. Knaak**, prakt. Arzt in Bremen.
Dr. med. **Knieke**, prakt. Arzt in Hannover.
Geh.-R. Dr. **Kny**, Prof. d. Botan. a. d. Univ. Berlin.
Dr. **J. Kohler**, Prof. d. Rechte a. d. Univ. Berlin.
Dr. **Herm. Krämer**, Prof. d. Tierzuchtl. a. d. Univ. Bern.
Geh.-R. Dr. **E. Kräpelin**, Prof. f. Psychiatrie in München.
Dr. med. **Hans Kurella** in Breslau.
Dr. **A. Lang**, Prof. f. Zool. in Zürich.
Dr. **Max Lange**, Prof. für Gyn. u. Geburtshilfe an der Univ. Königsberg.
Dr. med. **Legrain**, Dir. d. Asyls Ville Evrard b. Paris.
Dr. **Curt Lehmann**, Prof. für Tierzuchtlehre an der landw. Hochschule in Berlin.
Dr. **Rob. Lehmann-Nitsche**, Prof. f. Anthropologie in La Plata, Argentinien.
Dr. **G. A. Leist**, Prof. d. Rechte a. d. Univ. Gießen.
Dr. med. **G. Liebe** in Katzenfurt.
Geh.-R. Dr. **Th. Lindner**, Prof. d. Gesch. a. d. U. Halle.
Dir. Dr. **F. v. Luschan**, Prof. f. Anthrop. a. d. U. Berlin.
Geh.-R. Prof. Dr. **Martius**, Dir. d. med. Klinik in Rostock.
H. Matzat, Dir. der landwirt. Schule i. Weilburg.
Dr. **W. May**, Doz. f. Zoologie a. d. Polyt. Karlsruhe.
Dr. **H. Miehe**, Doz. für Bot. a. d. Univ. Leipzig.
Dr. **F. Moewes**, prakt. Arzt in Berlin.
Dr. **P. Mombert**, prakt. Arzt in Karlsruhe.
Dr. **Jul. Moses**, prakt. Arzt in Mannheim.
Med.-Rat Dr. **P. Näcke**, Oberarzt der Irrenanstalt Hubertusburg.
Geh. Med.-R. Dr. **Alb. Neisser**, Prof. für Dermatologie an der Univ. Breslau.
Dr. **Franz Oppenheimer** in Berlin.
Dr. **Karl Pearson**, Prof. f. angewandte Math. a. University-College in London.
Dr. med. **Petruschky**, Prof. f. Hyg. in Danzig.
Dr. **A. Pilcz**, Doz. f. Psychiatrie a. d. Univ. Graz.
Dr. **Alb. Plehn**, Dir. d. Urban-Krankenh. in Berlin.
Dr. med. **Rud. Pöch** in Deutsch-Neu-Guinea.
Dr. phil. **Otto Pringsheim** in Breslau.
Dr. **Fr. Regel**, Prof. d. Geogr. a. d. Univ. Würzburg.
Dr. **L. Reh** am Naturhistor. Museum i. Hamburg.
Prof. Dr. **H. Reichenbach** in Frankfurt a. Main.
Dr. **R. Richter**, Prof. f. Philos. a. d. Univ. Leipzig.
Dr. **Arthur Ruppin** in Magdeburg.
Dr. **Sauermann**, 2. Oberarzt an der Prov.-Heil- u. Pflegeanstalt in Merzig (Saar).
Prof. Dr. **Emil Schmidt** in Jena.
Oberlehrer Dr. **W. Schönichen** in Berlin.
Dr. **O. Schoetensack**, Doz. f. Anthrop. in Heidelberg.
Dr. **Wilh. Scholz**, Doz. f. in. Med. a. d. Univ. Graz.
Dr. **H. Schreuer**, Prof. d. Rechte a. d. Univ. Münster.
Dr. **E. Schwiedland**, Prof. f. Nat.-Ök. a. d. Univ. Wien.
Generalarzt Dr. **Seggel** in München.
Prof. Dr. **Richard Semon** in München.
Dr. **G. Sergi**, Prof. f. Anthrop. a. d. Univ. Rom.
Dr. **Heinr. Siegmund**, Stadtphysikus in Mediasch.
Dr. **Ferd. Simon**, prakt. Arzt in Zürich.
Dr. phil. **F. Solger** in Berlin.
Dr. **R. Sommer**, Prof. f. Psychiat. a. d. Univ. Gießen.
Dr. **M. Standfuss**, Prof. d. Zool. a. Polyt. in Zürich.
Dr. **Alfr. Stehr**, prakt. Arzt in Magdeburg.
Dr. **G. Steinmann**, Prof. f. Paläontol. in Freiburg i. B.
Dr. **W. Stempell**, Priv.-Doz. f. Zoolog. Greifswald.
Dr. **Stoerk**, Prof. d. Rechte a. d. Univ. Greifswald.
Dr. **C. H. Stratz** im Haag.
Prof. Dr. **Ferd. Tönnies** in Eutin.
Dr. **Alfr. Vierkandt**, Doz. f. Ethn. u. Völkerk. in Berlin.
Dr. **H. de Vries**, Prof. d. Botan. a. d. Univ. Amsterdam.
Dr. med. et phil. **Walkhoff**, Prof. d. Zahnheilkunde an der Univ. München.
Dr. **W. v. Wanielewsky**, Privatdoz. f. Bot. in Rostock.
Dr. **Warda**, Nerv.-Arzt i. Blankenburg i. Schwarzathal.
Dr. **Alfred Weber**, Prof. f. Nat.-Ök. a. d. Univ. Prag.
Dr. **W. Weygandt**, Prof. f. Psychiatrie in Würzburg.
Dr. **Karl Willgren**, Adj. an der Univ. Helsingfors.
Dr. **Albr. Wirth**, Doz. f. Gesch. a. d. Univ. München.
D. **Rudolf Wlassak** in Rom.
Dr. phil. **M. Woltersdorff**, Kustos am Naturhistor. Museum in Magdeburg.
Prof. Dr. **R. Woltereck**, Priv.-Doz. f. Zool. Leipzig.

Einige der uns bekannt gewordenen literarischen Urteile:

Im **„Archiv für die gesamte Psychologie"**: Die Zeitschrift verspricht, viel soziologisch und völkerpsychologisch Interessantes zu bringen, und wird für die vergleichende Individual- und Völker-Psychologie, ebenso für die Psychopathologie von großer Bedeutung sein.

[illegible]pologie und Kriminalistik": Diese neue, vornehm auftretende Zeitschrift führt sich mit dem 1. Hefte ganz vortrefflich ein und steht mit den ersten Mitarbeitern in Verbindung. . . . Sämtliche, z. T. kritische Arbeiten sind hochwissenschaftlich und äußerst interessant.

In der **„Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung"**: Diesen Gegensatz (zwischen Rasse und Gesellschaft) in seinen Einzelheiten zu verfolgen, das pro und contra, Vorteil und Nachteil für Rasse oder Gesellschaft in allen beobachteten Phänomenen wissenschaftlich zu untersuchen und abzuwägen, wäre nach unserer Ansicht allein schon bedeutungsvoll genug, um die neue Zeitschrift auf das beste zu grüßen. . . . Wer könnte es leugnen, daß diese nun einmal aufgetauchte Frage von höchster Bedeutung für die Fortentwicklung der Menschheit ist und daß jede Arbeit, die zur Lösung dieser Frage auch nur etwas beitragen kann, zu den verdienstvollsten gerechnet werden muß? . . . Es sei hierbei nochmals betont, daß sich dieses Programm deshalb noch so außerordentlich vergrößert, weil es nicht nur die Menschheit, sondern alle einschlägigen Fragen der gesamten Natur umfaßt. . . . Zu den großen Vorzügen der Anlage und Vielseitigkeit des Archivs gehört endlich noch der breite Rahmen, den die kritischen Besprechungen und Referate über einschlägige Publikationen einnehmen. Bei dem kolossalen Umfang, den die Literatur jeder Spezialdisziplin immer mehr annimmt, ein Umfang, der nicht mehr das Lesen der Bücher, sondern schon deren Aufstellung, und zwar nicht nur in Privaträumen, zum Problem macht, kann die Reichhaltigkeit und sachliche Gediegenheit dieser Bücheranzeigen und Referate nicht genug gepriesen werden, womit nicht gesagt sein soll, daß der Preis des Lobes hiermit erschöpft ist; er gilt wohl ebensosehr den einzelnen Abhandlungen im Archiv selbst . . .

In der **„Medizinischen Klinik"**: Rassenkunde ist heute keine dilettantische Spielerei mehr, die Biologie der Gesellschaft und der Rasse ist wissenschaftliches Forschungsobjekt geworden, und ihre Hygiene faßt die Aufgaben für die Zukunft der Rasse, wie sie sich aus dem Studium der Entwicklung und Vergleichung ergeben, zusammen. Naturgemäß beteiligen sich hier eine ganze Anzahl von durchaus bisher einander ferngebliebenen Disziplinen: der Politiker geht beim Tierzüchter, der Arzt beim Nationalökonomen in die Lehre, der Anthropologe lernt die sozialen Gesetze höchster Kulturentwicklung kennen, der Parlamentarier die Probleme der Entwicklungslehre niederer Organismen, die allen Naturwissenschaftlern geläufigen Anschauungen werden zum erstenmal vollständig in die sogenannten „Geisteswissenschaften" hineingetragen, speziell auf das Kulturleben unserer Zeit angewendet. Und selbst wenn die Rassenbiologie aus ungünstigen äußeren Umständen nicht die erhofften Früchte zeitigen sollte, so bleibt doch schon das Ziel einer gegenseitigen Berührung solcher bisher als gegensätzlich betrachteter Wissenschaftsgebiete ein äußerst dankbar zu begrüßender Erfolg. Aber die Früchte der Rassenbiologie brauchen nicht mehr erwartet zu werden; das Feld zeigt seit einigen Jahren . . . reichere Ernte, man findet in historischen und nationalökonomischen Zeitschriften Aufsätze, die sich mit solchen Fragen beschäftigen, und seit mehr als einem Jahr hat ein von A. Ploetz herausgegebenes Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie seinen Platz behauptet und wohl ausgefüllt. Durchaus auf naturwissenschaftlichem Boden . . . haben eine große Anzahl von Forschern mannigfacher Gebiete hier die Früchte ihrer Arbeit zusammengetragen; der abgeschlossene erste Band des Archivs enthält eine Fülle wertvoller Mitteilungen und Angaben.

In der **„Prager Med. Wochenschrift"**: Bei der jetzt modern gewordenen Sucht, die Naturwissenschaft in immer zahlreicher werdende Spezialgebiete zu zerreißen, tut es geradezu wol, einmal eine neue Zeitschrift zu besitzen, welche die Naturwissenschaft als Ganzes betrachtet, und wenn auf ein Journal der Ausspruch unseres Dichterfürsten paßt: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", so gilt dies von dem Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie. Jeder Naturforscher und jeder, der sich für die Naturforschung interessirt, wird den reichen

Inhalt des Archivs mit Vergnügen [illegible]
Sozialgebiete der Naturforschung zu einem Ganzen verbindet.

In der **„Wiener Klin. Rundschau“**: Von dem Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie liegt nunmehr der 1. Jahrgang abgeschlossen vor . . . und wir können mit Befriedigung konstatiren, daß die Herausgeber ihre Aufgabe voll und ganz gelöst haben, daß die große Zahl von vorzüglichen Originalabhandlungen und die sorgfältige Berücksichtigung aller literarischen Erscheinungen in Form von Referaten und Kritiken dieses Archiv zu einer wahren Fundgrube des Wissens machen. (März 1905.)

In der **„Volksgesundheit“**: Die Zeitschrift entspricht einem ungemein dringenden Bedürfnis des Volkspolitikers. Herausgeber und Inhalt der bisher erschienenen zwei Hefte, wie nicht minder die Reihe angesehenster Mitarbeiter bürgen für geeignete, wissenschaftlich gereifte und klare Leistung.

In der **„Frauenbewegung“**: Trotz strenger Wahrung des wissenschaftlichen Charakters bringt die neue Zeitschrift auch dem gebildeten Laien reiche Belehrung und Anregung und möchte ich sie der Beachtung derjenigen Frauen empfehlen, welche einsehen, daß, wenn man auf den Kampfplatz tritt für die Hälfte der gesamten Gesellschaft, man vor allem vertraut sein muß mit der Lehre vom Sein, d. h. Leben, dieser Gesellschaft, mit der Gesellschafts-Biologie.

Im **„Berliner Tageblatt“**: Das junge literarische Unternehmen schreitet unter der vorsichtigen und, wie es scheint, glücklichen Leitung der Herausgeber kräftig vorwärts. Das soeben veröffentlichte dritte Heft bringt eine Fülle geistvoller und anregender Artikel. . . . Den Originalartikeln schließen sich reichhaltige kritische Besprechungen, Berichte und Notizen an. Die neue Zeitschrift verdient die lebhafteste Unterstützung aller an der Erforschung der betreffenden Fragen interessirten Kreise. (August 1904.)

Das soeben ausgegebene vierte Heft dieser vortrefflich geleiteten Zeitschrift enthält eine geradezu überraschende Fülle ausgezeichneter Artikel, die sich teilweise zu vollständigen Essays entwickelt zeigen. . . . Außer diesen großen Originalartikeln treffen wir auf eine ganze Anzahl ausgezeichneter kritischer Bücherbesprechungen, die mit vollstem Recht dieses Beiwort an der Spitze tragen. Das sind keine landläufigen Buchbesprechungen, sondern wirklich sachgemäße und gründliche Beurteilungen. Kurz, man merkt es jeder Seite des Heftes an, mit welcher Gewissenhaftigkeit der genannte Herausgeber und seine beiden Genossen Dr. Nordenholz und Professor Dr. Plate ihrer redaktionellen Ämter walten. Die Zeitschrift hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits einen angesehenen Platz in unserer periodischen Literatur errungen. (November 1904.)

In den **„Hamburger Nachrichten“**: Je mehr die Forschung in den verschiedenen Wissensgebieten sich in Spezialuntersuchungen auflöst, um so schwieriger wird es für den einzelnen, den Überblick über das ganze Gebiet nicht zu verlieren. Noch größer wird diese Schwierigkeit bei solchen Fragen, zu deren Lösung die Resultate verschiedener Disziplinen herangezogen werden müssen. Man darf deshalb ein literarisches Unternehmen, welches es sich zur Aufgabe gemacht, von großen Gesichtspunkten aus unter Hinzuziehung der verschiedenartigsten Disziplinen die Behandlung allgemeiner Fragen in Angriff zu nehmen, von vornherein freudig begrüßen. Ein solches Unternehmen ist die Begründung des Archivs für Rassen- und Gesellschafts-Biologie. . . . Es war uns zunächst nur darum zu tun, unsere Leser auf diese neue, höchst beachtenswerte Zeitschrift hinzuweisen, die an sich schon interessant durch die Ziele und Zwecke, die sie verfolgt, auch Gewähr leistet für die Durchführung ihrer Aufgabe durch die Namen ihrer Herausgeber und den großen Stab ihrer Mitarbeiter.

In der **„Weser-Zeitung“**: Die beiden ersten Hefte, die uns vorliegen, behandeln . . . mit Klarheit und Überzeugungstreue aktuelle Fragen. . . .

In der **„Kölnischen Zeitung“**: Sie ist die erste wissenschaftliche Zeitschrift dieser Art, die in Deutschland an das Tageslicht tritt. . . . Die bisher erschienenen Hefte . . . bergen bereits eine Fülle wichtigen Materials.

In der **„Strassburger Post“**: Schon aus dieser kurzen programmatischen Andeutung ist zu erkennen, daß die Zeitschrift eine Lücke auszufüllen bestimmt ist, die sich in der wissenschaftlichen Forschung fühlbar gemacht hat. In wünschenswerter Deutlichkeit geht dies aus der ersten Arbeit des uns vorliegenden Januarheftes über die Begriffe Rasse und Gesellschaft hervor. . . . Herzliche und bedeutsame Worte werden an der Spitze den beiden großen Gelehrten August Weismann und Ernst Haeckel von der Redaktion gewidmet; die beiden feierten je am 17. Januar und 16. Februar ihren 70. Geburtstag. Haeckels Wort steht zu Anfang: Impavidi progrediamur! Nun wohl, einen besseren Wahlspruch konnte sich das neue „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie“ kaum aussuchen. In hoc signo vinces!

In den **„Münchener Neuesten Nachrichten“**: . . . Diesem großzügigen Programm entsprechend tragen schon die ersten beiden bis jetzt erschienenen Lieferungen ein so mannigfaltiges Material aus dem ganzen großen Bereich der Naturwissenschaft, aus Nationalökonomie, Statistik und Geschichte zusammen, daß es uns leider unmöglich ist, auch nur auf einzelne dieser hochbedeutenden Arbeiten ausführlicher einzugehen.

In der **„Neuen Freien Presse“**: . . . Die neueste Nummer des Archivs (2. Jahrg. 1. Heft) bringt diesem Programm entsprechende interessante Darbietungen aus der Feder namhafter Autoren. . . . Die an diese Originalabhandlungen sich anschließenden kritischen Besprechungen und Referate über neue Erscheinungen auf obengenannten Gebieten sind durchweg geeignet, beim Fachmanne lebhaftes Interesse zu erwecken.

In der **Münchener „Allgemeinen Zeitung“**: Der neuen Richtung der Anthropologie hat sich nun das oben angeführte „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie“ angenommen und ihr ein Organ geschaffen, das man allseitig mit Freuden begrüßen muß. . . . Der erste Jahrgang des Unternehmens liegt uns jetzt in einem stattlichen Bande vor, und wir können sagen, daß er sein Versprechen in jeder Weise vorzüglich eingelöst und die auf das neue Unternehmen gesetzten Erwartungen glänzend erfüllt hat. Vor allen Dingen ist das Archiv bemüht gewesen, an Stelle einer vielfach laienhaften Behandlung des Stoffes eine streng wissenschaftliche treten zu lassen, wobei es außer theoretischen Fragen noch solche von praktischer Bedeutung behandelt, die für die Wohlfahrt der Familien und des gesamten Volkes von Wert sind. . . . Wir begrüßen die neue Zeitschrift mit großer Freude und beglückwünschen sie zu ihren bisherigen Leistungen und den Errungenschaften, hoffend, daß sie auch in gleicher Weise fortfahren wird, der sich gestellten Aufgabe gerecht zu werden.

Geh. Rat Dr. **F. Martius**, Professor für Innere Medizin an der Univ. Rostock, sagte in seinem, am 12. April 1905 am Kongreß für innere Medizin in Wiesbaden gehaltenen Vortrage „Krankheitsanlage und Vererbung“: „In diesem Punkte können wir den immer lauter und wirkungsvoller sich erhebenden Forderungen der modernen Rassenhygiene, wie sie in dem vortrefflichen, von Ploetz herausgegebenen „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie“ zu Worte kommen, unsere freudige Zustimmung nicht versagen, wenigstens dann nicht mehr, wenn uns das echt biologische „Verantwortungsgefühl vor der Heiligkeit der kommenden Generationen“ erst einmal aufgegangen und zum lebendigen Faktor unseres ethischen Empfindens geworden ist.“

Verlag der Archiv-Gesellschaft.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bödig. Druck von G. Bernstein in Berlin.